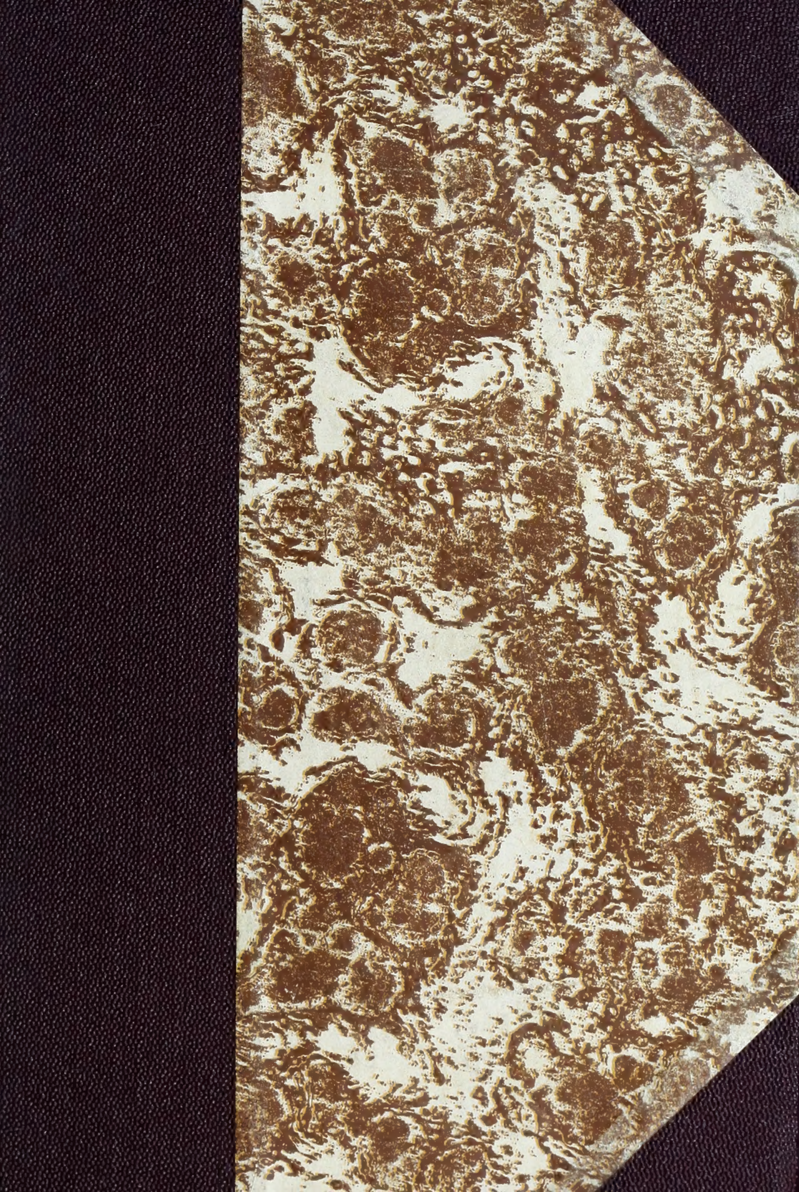


Im Herzen von Deutschland.

Zweiter Band.

Im Herzen von Deutschland.

Historische Erzählung

von

Bernd von Guseck.

[Gustav von Berneck]

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Elftes Capitel.

Dunkle Zweifel.

Noch immer wartete Lodoiska vergebens auf das verheißene Billet von Riedleben, das ihr sagen sollte, welchen Entschluß er gefaßt. Ihre Ungeduld stieg, als mehrere Tage vergingen, ohne daß er Etwas von sich hören ließ, aber sie beschwichtigte sich durch den Gedanken, der ihr Herz mächtig schlagen ließ, daß er erst nach vollbrachter That Kunde geben werde. Da wurde sie durch eine andere Botschaft bewegt: ihre Großtante, an deren baldiges Ende der Bruder nicht hatte glauben wollen, lag nun wirklich im Sterben. Der General war selbst zu unwohl, um von ihr Abschied für die kurze Spanne Zeit, die ihm noch blieb, zu nehmen, aber Lodoiska ließ sich nicht abhalten, an das Sterbebette der ehrwürdigen Frau, welche ihr immer nur Liebe bewiesen hatte, zu eilen. Wiederum ging sie zu Fuß nach dem Kloster, obgleich

ihr der Großvater wegen der unruhigen Bewegung, die fort und fort während dieser Tage in den Straßen herrschte, den Wagen angeboten hatte. Sie nahm auch wieder ihren Weg durch die kleinen Gassen, um das Gedränge zu vermeiden, und sah sich auf ihrem raschen Gange nur immer nach dem alten Diener um, ob dieser ihr auch zu folgen vermöge. Zu ihrer Herzenserleichterung kam sie nicht zu spät, wie sie befürchtet hatte. Mutter Serena lebte noch und hatte nach ihr gefragt.

Leise trat Lodoiska in das Gemach, das ihr die dienende Schwester öffnete; an dem Bette der Sterbenden knieten zwei Nonnen, der Priester, der ihr das letzte Sakrament gereicht hatte, stand ihr zu Häupten und betete mit ihr, Lodoiska sank auf die Kniee, auch ihr Gebet mit dem der Anwesenden zu vereinigen. Als es beendigt war und die Priorin den Segen der Kirche empfangen hatte, hob sie noch einmal das müde Auge und heftete einen unendlich liebevollen Blick auf Lodoiska, die nun doch gekommen war, ihr den letzten Liebesdienst zu erweisen. Eine schwache Bewegung der Hand deutete dem weinenden Mädchen den Wunsch an, daß sie ihr nahen sollte, sie erhob sich und beugte sich über die Sterbende, aber diese hatte die Kraft nicht mehr, auszusprechen, was sie ihr vielleicht noch zu sagen hatte. Es war auch wohl nur ein Wort des Segens: das Irdische lag weit hinter

ihr. Wenige Minuten noch, dann war sie sanft ohne Todeskampf aus dem Erdenleben geschieden. Lodoiska betete noch einmal mit den Anwesenden für ihre Seele, während draußen das Sterbeglöcklein geläutet wurde, dann drückte sie der geliebten Todten die Augen zu und verließ das Kloster in wehmüthiger, aber friedlicher Stimmung.

Langsamer als sie hergekommen war, trat sie ihren Rückweg an. Auch diese Gassen waren nicht menschenleer, und Lodoiska wich in eine Straße aus, welche ihr einsam schien. Das Anstarren der Menschen, denen sie begegnete oder die vor den Thüren plaudernd standen, war ihr lästig, besonders da sie einige Bekannte von außerhalb bemerkt hatte. Bei der Ueberfüllung der Stadt hatten viele vornehme Familien, welche jetzt herein gekommen waren, mit kleinen Wohnungen in engen Gassen vorlieb nehmen müssen. In der Straße aber, durch welche Lodoiska jetzt mit beschleunigterem Schritte ging, sollte der Gottesfrieden ihres Herzens, den sie von dem Sterbebette einer Gerechten mit sich genommen hatte, auf grausame Weise gestört werden. Ihr Blick wurde durch hübsche Blumen angezogen, die vor einem Fenster im Erdgeschosse eines netten Häuschens standen, hinter den Blumen bemerkte sie ein bildschönes Frauengesicht, halb abgewendet in einem lächelnden Aufblick zu einem Manne, der neben ihr stand. Wie von einem

Blitzstrahl geblendet, stockte Lodoiska einen Moment in ihrem Gange, dann eilte sie weiter. Auch der alte Friedrich hatte einen Blick in das Fenster geworfen, aber keine Miene seines ehrlichen Gesichts verrieth, ob er dieselbe Entdeckung gemacht wie sein Fräulein. Von dem Paar hinter den bunten Astern, das zu sehr mit sich selbst beschäftigt sein mochte, waren die Vorübergehenden gar nicht bemerkt worden.

Auf dem Flur des Stockwerks, welches der General von Wallhausen schon seit einer Reihe von Jahren gemiethet hatte, trat dem Fräulein von Goldenau die Zofe ihrer Tante mit einer Frage der Theilnahme entgegen, welche bei ihrem langjährigen Dienst wohl natürlich schien. Lodoiska hatte von jeher kein rechtes Vertrauen zu ihr, heut aber that ihr der Antheil, den sie zeigte, wohl, und sie beantwortete ihre Fragen nach dem frommen Abscheiden der Großtante ausführlicher, als sie sich sonst mit ihr einzulassen pflegte.

„Die gnädige Frau hat Besuch," sagte Christel dann.

„Besuch?" entgegnete Lodoiska unangenehm berührt. „Gerade heut, in diesen Stunden Besuch? Wer ist denn bei ihr?"

„Der Herr Marquis von Odry mit dem Herrn Major von Rochefort," antwortete die Dienerin, indem sie ihre großen grauen Augen starr auf das

Fräulein richtete, um den Eindruck ihrer Meldung zu beobachten. Zufrieden mit ihrer Wahrnehmung fuhr sie fort: „Die Herren wollten sich erst bei Seiner Excellenz melden lassen, weil aber Dieselben krank waren, mußte ich sie bei der gnädigen Frau ansagen, die konnte sie doch nicht fortschicken. Sie finden die Herren noch drinnen.“

„Ich werde sie nicht sehen,“ antwortete Lodoiska. „Ist Jemand von den Leuten bei meinem Großpapa?“

„Der Anton sitzt im Entree.“ Lodoiska verließ die Alte, um ihrem Großvater die Nachricht zu bringen, auf die er gefaßt sein mußte, sie wurde aber noch aufgehalten.

„Gnädiges Fräulein, ich habe noch Etwas an Sie abzugeben,“ sagte Christel, und wiederum, wie damals nach dem Concertabend, brachte ihre lange dürre Hand ein Billet, das sie unter der Schürze gehalten hatte, zum Vorschein. „Es ist von dem Herrn Bräutigam,“ setzte sie hinzu, als sie bemerkte, daß das Fräulein unwillig die Stirn runzelte.

Lodoiska nahm, von einem natürlichen Impuls getrieben, das Billet in Empfang, aber im nächsten Moment zerdrückte sie es in ihrer kleinen Hand. „Wer hat es gebracht?“ fragte sie flüchtig.

„Ja, das werden Sie nicht rathen,“ erwiderte Christel. „Der alte Ueberall und Nirgends, der

Hille. Er hat auch nach Erfurt gemacht, um sich den Spaß anzusehen — wie er aber zu dem Herrn von Riedleben gekommen ist, hat er mir nicht gesagt. Ich sollte es Ihnen allein geben, hat er mir auf die Seele gebunden, ich habe auch meiner gnädigen Frau kein Sterbenswörtchen davon gesagt."

Eben öffnete sich die Thüre der Frau von Breitung, von welcher das Fräulein mit der Dienerin wenige Schritte entfernt stand, und heraus traten Odry und Rochefort. Der Marquis, als er Lodoiska bemerkte, redete sie gleich mit gewohnter Artigkeit an, fragte nach der hochwürdigen Frau, von deren gefährlicher Erkrankung er gehört, und sprach auf Lodoiska's Antwort seine Condolenz aus — leere Formen, welche das Mädchen in diesem Augenblicke eher verletzten. Um so besser gefiel ihr Rochefort's taktvolles Benehmen, der sie nur stumm und achtungsvoll gegrüßt hatte und ihr, als er mit seinem Vetter sich empfahl, kaum zwei Worte sagte, deren Ton ihr aber wohlthuend war. Fester drückte sie das Billet zusammen, das sie noch in der Hand hielt, und steckte es zu sich, um es erst später zu lesen. Ihre Pflicht rief sie zu ihrem Großvater. Er nahm die Nachricht, die sie ihm vom Sterbebette brachte, sehr ruhig auf. „Auguste war viel älter als ich," sagte er. „Sie hat ein hohes Alter erreicht. In unserer Familie ist das nichts Ungewöhnliches, mein Vater ist ein

Achtziger geworden, mein Großvater, so viel ich weiß, noch älter. Er hat noch unter dem Prinzen Eugen gegen die Türken gedient.“ Unverkennbar tröstete sich der alte Herr bei der heutigen Mahnung an den Tod, die er sich sonst möglichst fern hielt, mit dem Gedanken, daß ihm nach den Traditionen seiner Familie noch eine gute Reihe von Jahren beschieden sei, und das Leben bot ihm doch so wenig mehr!

Die Tante war schon durch ihre Dienerin unterrichtet, daß Lodoiska gerade noch zu den letzten Augenblicken der Sterbenden gekommen war. Sie rief die Nichte, als diese den Großvater verlassen hatte, in ihr Zimmer und ließ sich noch Einiges erzählen, wobei sie die Gelegenheit wahrnahm, der Nichtkatholikin die Segnungen ihrer Kirche darzustellen. Nur leichthin fragte sie, ob Mutter Serena ihr gar nichts mehr gesagt, und besprach dann ausführlich, in welcher Weise nun das ganze Haus vom Herrn bis zum letzten Dienstboten würdige Trauer anzulegen habe. Endlich kam sie auf den Besuch, den sie heut für den kranken Großvater habe annehmen müssen, und fragte Lodoiska, ob sie bemerkt habe, daß der Marquis nicht mehr ganz à la mode de l’ancien régime gekleidet gewesen sei. Lodoiska hatte dafür keine Augen gehabt.

„Das ist der gute Einfluß seines vortrefflichen Cousins,“ sagte die Breitung. „Das ist ein Ca-

valier, Lolo! Man muß ihn näher kennen lernen: brillant von Außen, chevaleresque und gediegen wie Gold im Innern! Heut war nun freilich für ihn noch ein besonderer Anlaß, dem vieux garçon seine barocke Toilette abzucomplimentiren, wenigstens einigermaßen zu moderiren, damit sie nicht auffällt. Herr von Rochefort hat ihm ein Entreebillet zum Theater verschafft, wo er nun die Kaiser und Könige und alle Fürsten und Prinzessinnen sehen wird! Beneidenswerth! Uns ist dies Glück jetzt versagt, auch wenn Herr von Rochefort uns ebenfalls einmal dazu verhelfen wollte, wie er sich äußerst galant erbot — wir haben ja Trauer!"

„Glaubst Du wirklich, daß Odry sich wird bewegen lassen, seinen Grundsätzen abtrünnig zu werden?"

„Grundsätze! Was sind Grundsätze, mon ange!" erwiderte die Tante. „Aus Grundsatz mit dem Kopf gegen die Wand rennen, auch wenn man vorher weiß, daß man sich die Stirn zerstößt? O möchtest Du doch auch einen so guten Einfluß auf Deinen Julius gewinnen oder — wenn er sich durchaus entêtirt, Deinen Entschluß fassen, ehe es zu spät ist."

Eine brennende Röthe bedeckte Lodoiska's Wangen, und ihre Stimme bebte, als sie sprach: „Um ihn abtrünnig der heiligen Sache zu machen, müßte ich ihr doch selbst abtrünnig sein!" Sie wartete die Entgegnung der tief seufzenden Tante nicht ab, sie

mußte endlich wissen, was Riedleben ihr schrieb: vielleicht gab ihr sein Brief Aufschluß über die Situation, in welcher sie ihn heut gesehen hatte. Wer die schöne Frau gewesen, deren Augenaufschlag zu ihm sie nimmer vergessen konnte, darüber war sie nicht zweifelhaft. Wie das Alles aber zusammenhing . . .?

Lodoiska zog das Billet hervor, das sie in der ersten Aufwallung ihres Gefühls nach dem, was sie kurz vorher geschaut, in der Hand zerdrückt hatte. Sie wollte es aber nun lesen. Das Siegel war zerbrochen, der Brief offen — sie selbst hatte doch wohl die Schuld? An eine Untersuchung dachte sie nicht, schwerlich hätte sie bemerkt, was eine feine geübte Hand leisten kann, das Siegel hatte diese aber nicht erbrochen, das wäre zu ungeschickt gewesen. — Riedleben's Brief war sehr lang, zu lang für ein gutes Bewußtsein, das nicht vieler Worte bedarf, um Anklagen zu begegnen, die noch gar nicht erhoben worden sind. Das war der Eindruck, den Lodoiska beim raschen Lesen gewann. Ihren Plan, den sie doch nicht in feste Form gebracht, sondern ihm nur als Idee oder Anregung gegeben hatte, hielt er nur für ein Capriccio, eine Ironie auf sein Verhalten, er fand es nicht der Mühe werth, ihn ernsthaft zu besprechen, er nannte ihn ein Vergrößerungsbild des Prinzenraubes durch Kunz von Kauffungen! Und sie konnte sich noch heute nicht ganz davon lossagen: wie phantastisch, märchen=

haft die Idee auch sein mochte, viel Wunderbares, Unmöglichscheinendes war schon in der Welt ausgeführt worden! Die ganze Laufbahn des Mannes, dem ihr Plan galt, war schon ein Wunder, dessen Verkündigung vor zwölf Jahren für Wahnwitz gehalten worden wäre! Und Julius schrieb spottend über ihren Gedanken, den sie noch heut nicht für ganz absolut unausführbar halten mochte.

„Eine Handvoll entschlossener Männer! Ich male mir das aus. Zur Mitternacht, wie Sendboten der heiligen Vehme, durch geheime unterirdische Gänge, die kein Fremder kennt und keine Schildwache besetzt hat, hinauf, hinein, Tuch über sein Haupt, jeder Schrei erstickt, aus dem warmen Bette, auf demselben Wege wieder zurück, ein verschlossener Wagen am rechten Ort — aus den Festungswerken, gleichviel wie! Hinaus, über die Fläche, zum Gebirge! Dort, im festen Gewahrsam, machen wir unsere Bedingungen und Frieden! — Du hast mir einen Moquirspiegel vorgehalten, mein Bräutchen, thust mir aber Unrecht. Daß ich hier bin, mag es Dir beweisen. Freilich habe ich mich überzeugt, daß bei der Stimmung des Volkes in diesen Gegenden für den Augenblick nichts zu hoffen, aber ich habe Verbindungen angeknüpft, die sonst vielleicht nie zu Stande gekommen wären — harre nur noch aus, das nächste Jahr wird das Jahr der Entscheidung.“

Er ließ sich dann weitläufig über seinen langen Aufenthalt in Berlin aus und erzählte, wie er Frau von Heidefeld dort wieder getroffen und es ihn Mühe gekostet habe, bei ihr sein Verschwinden aus Weimar zu erklären und zu entschuldigen, wie sie bald nachher nach Kassel zurückgereist sei mit dem Versprechen, alle Maßregeln gegen ihn, soweit es ihr möglich sei, zu hintertreiben, wie sie ihn von Kassel aus gewarnt, sich vor dem Umgange mit fremden Personen und freien Aeußerungen zu hüten, da sein Aufenthalt verrathen sei und man nur deshalb kein Auslieferungsgesuch an die preußische Regierung stelle, weil man hoffe, daß er noch ganz andere Leute compromittiren werde, darum habe man ihn mit geheimen Spionen umgeben, welche sogar in Berlin käuflich seien. Daran knüpfte Riedleben das Geständniß, daß er der Dame Unrecht gethan und sie auf den Schein hin falsch beurtheilt habe, sie sei ein harmloses, fröhliches Wesen vom besten Herzen, das leider an einem alten, charakterlosen Gemahl keinen Halt gefunden, in Wahrheit aber dieselbe Achtung noch unvermindert verdiene, welche ihm früher zu Theil geworden. Er selbst sei Frau von Heidefeld nur zu Dank verpflichtet. — Lodoiska suchte eine Antwort auf die Frage, was diese bewogen habe, sich Riedleben's so warm anzunehmen! Daß sie im Laufe des Sommers wieder in Berlin gewesen,

berührte er nur mit einigen Worten, ihre jetzige Anwesenheit in Erfurt erwähnte er aber gar nicht! Zum Schluß bezog er sich noch auf einen Brief, den er Lodoiska von Berlin aus geschrieben haben wollte: sie hatte aber keinen erhalten. Als sie bis zu Ende gelesen hatte, faltete sie das Blatt still zusammen und blickte zur Erde nieder. Vor ihrem inneren Auge schwebte wieder das Bild hinter den Astern, von denen in jedem Blumentopf eine Gruppe von Blau, Weiß und Roth, absichtlich die französische Tricolore, zusammengestellt war. Wenn sie in diesem Moment ein anderes Bild hätte sehen können: wie Frau von Heidefeld in prächtigster Toilette, die ihre schönen Formen nach der herrschenden Mode nur wenig verhüllte, im Begriff, zum Theater zu fahren, vor dem Spiegel stand und sich rasch umkehrte, als sie ihren Schützling in das Zimmer kommen sah, wie sie ihm zum Abschiede ihre kleine Hand reichte und er diese an seine Lippen führte! Sie mußte aber eilen, denn sie sollte im Gefolge der Königin von Westfalen im Theater erscheinen.

Es war ein wunderbarer Anblick, den die Kunsthalle zu Erfurt in jenen Tagen bot. Die Erinnerung daran, wenn sie auch von den noch lebenden Zeitgenossen Niemand als Augenzeuge bewahrt haben mag, hat sich doch noch lebendig erhalten. Auf dem Raume des Orchesters war eine Estrade errichtet, in

deren Mitte zwei prachtvolle Lehnsessel für die beiden Kaiser standen, rechts und links davon Polsterstühle für die vier Könige und die übrigen Rheinbunds-fürsten, die große Loge war von den Prinzessinnen eingenommen, die übrigen Plätze des Theaters hatten die anderen vornehmen Personen des Congresses inne. Nur wenigen Glücklichen, welche nicht dazu gehörten, gelang es zuweilen durch Protection, sich in den strahlenden Kreis an bescheidener Stelle einzudrängen.

An dem Abende, wo dem Marquis von Odry dies Glück beschieden war, wurde „Oedipus" von Voltaire gegeben. Es war am 3. October. Die Kaiser ließen, wie gewöhnlich, eine halbe Stunde nach der festgesetzten Stunde des Anfangs auf sich warten, vor ihrer Ankunft durfte die Ouverture nicht beginnen. Als sie erschienen, erhob sich das „Parterre der Könige" und mit ihm die ganze Versammlung. Die Kaiser nahmen Platz, und das Stück begann. Es sollte aber nicht allein auf der Bühne spielen. In der ersten Scene sagt Philoktet:

„Die Freundschaft eines großen Mannes ist
Der Götter Wohlthat —"

Bei diesen Worten erhob sich der Kaiser Alexander von seinem Sessel und reichte Napoleon, um das Dichterwort zu bekräftigen, mit der ihm eigenen Anmuth die Hand. Von allen Seiten des Saales brach ein unermeßlicher Beifallssturm mit Hände-

klatschen und Bravorufen aus. Wer da in eine wenig entfernte Zukunft hätte blicken können! Nur vier Jahre später zog Napoleon als Feind und Sieger in den Kreml, die alte Zarenburg zu Moskau, ein, verbrannten die Russen im heroischen Entschluß ihre Hauptstadt, um sie den Franzosen nicht zu lassen, und verwarf Alexander alle Friedensanträge, um den Vernichtungskampf, „das Schwert in der Faust, das Kreuz im Herzen", wie sein Manifest an das russische Volk lautete, zu Ende zu führen!

Das Stück war mit der grausen Anklage der Jokaste, daß nur die Götter sie zum Verbrechen gezwungen, beendigt, die Monarchen trennten sich, die Versammlung verließ das Theater in gehobener Stimmung, welche nicht das Trauerspiel, wie vortrefflich es von Talma und den übrigen Koryphäen des Theatre français gegeben worden war, sondern die Kundgebung Alexander's erzeugt hatte. Eine unvergeßliche Scene, ein ewiges Pfand für die Zukunft! Die Wagen rollten in allen Richtungen durch die Straßen der Stadt, noch eine Zeitlang waren die Fenster in den Fürstenwohnungen und vielen Häusern erleuchtet, dann erloschen sie nach und nach, und nächtliches Dunkel, tiefe Stille herrschte überall.

Napoleon hatte sich zur Ruhe begeben. Im Vorgemach, das den einzigen Eingang zu seinem Schlafzimmer bildete, schliefen, wie immer, Con-

stant, sein erster Kammerdiener, und Rustan, der Leibmameluk des Kaisers, den er einst als General Bonaparte mit aus Aegypten gebracht hatte. Es mochte etwa zwei Stunden nach Mitternacht sein, als Constant plötzlich durch ein seltsames Getön erweckt wurde. Was es gewesen, war ihm nicht zum Bewußtsein gekommen. Er richtete sich auf und forschte mit der größten Anstrengung. Alles blieb still. Nachdem er eine lange Weile gelauscht und nicht das Mindeste vernommen, glaubte er, daß nur ein Traum ihn getäuscht, und wollte sich eben wieder zum Schlummer legen, als er dumpfe, klagende Töne hörte, wie aus der Kehle eines Erstickenden. Sie verstummten wieder, doch zweimal rasch hintereinander ließen sie sich von Neuem vernehmen, angsthafter, schrecklicher als zuvor. Dem Kammerdiener sträubte sich das Haar, wie in Schweiß gebadet, sprang er aus dem Bette: man ermordet den Kaiser! war sein erster Gedanke. „Rustan!" Der Mameluk schrak auf, griff nach dem Yatagan, der an seinem Lager hing. Schon hatte der Kammerdiener die Thüre zum Schlafzimmer des Kaisers geöffnet, in welchem eine Nachtlampe brannte. Im Gemach war Niemand zu sehen. Constant eilte zum Bette seines Herrn: da lag der Kaiser in furchtbarer Verkrampfung, den Mund weit geöffnet, die eine Hand geballt auf die Brust gepreßt, ein dumpfes Röcheln wie im Todeskampfe erfüllte die

treuen Diener mit Grauen. Er rief den Kaiser zweimal vergebens! Da faßte er ihn an die Schulter, und Napoleon stieß einen lauten Schrei aus. Doch richtete er sich schnell auf: „Was ist?" rief er.

Der Kammerdiener berichtete, was ihn veranlaßt hatte, ihn zu wecken.

„Das war recht, Constant!" sagte der Kaiser, tief Athem holend. „Welch' ein entsetzlicher Traum! Ein Bär zerriß mir die Brust und fraß mir am Herzen!"

War dieser unheimliche Nachtmahr, welcher ihn fast unmittelbar nach jener Scene im Theater überfiel, ein prophetisches Traumbild, entsprossen dem Gedanken, mit welchem Napoleon's von Gefühlsnebeln freie Seele die überschwengliche Anerkennung seiner Größe aufgenommen hatte? Wollte es ihm sagen, daß die Hand, welche heut die seinige in Freundschaftsextase gedrückt, ihm morgen in grimmiger Feindschaft das Herz aus der Brust reißen könne? Der Diener, welcher den nächtlichen Zufall, wie andere kleine Dinge aus dem Privatleben seines Gebieters, aufgezeichnet hat, ist wenigstens auf einen solchen psychischen Zusammenhang gekommen; auch Napoleon hat oft wieder davon gesprochen. Er war von dem Glauben an Vorzeichen nicht frei.

Der helle Morgen verscheucht alle Gespenster der Nacht: auch in anderen Häusern, deren Bewohner

nicht in jene hohen Kreise sich mischten, ließ die Sonne, welche klar in die Fenster blickte, manches Auge, das bei nächtlicher Weile keine Ruhe gefunden, wieder muthig in die Zukunft schauen. Lodoiska hatte Riedleben's Brief nur einmal durchgelesen und dann verschlossen. Sie dachte ruhiger an ihn, der Stolz, ein Grundzug ihres Charakters, kam ihr dabei zu Hülfe; sollte sie sich wie eine verlassene Ariadne härmen, wenn Julius ihrer unwürdig war? Und that sie ihm Unrecht, an ihm zu zweifeln, warum sollte sie nicht gefaßt erwarten können, bis er gerechtfertigt vor ihren Augen stand?

Zu einer Antwort auf seinen Brief entschloß sie sich aber nicht, sie hatte ihm nichts darauf zu schreiben. Christel kam bald genug wieder heimlich zu ihr und sagte, daß Hille da sei, der ihre Antwort auf das letzte Billet, das er ihr neulich gebracht, abholen solle. Sie erhielt aber den Bescheid, daß der Brief keiner Antwort bedürfe.

„Ei, das ist ja fatal!" sagte Hille verdrießlich, als ihm die Alte diesen Bescheid brachte. „Da werde ich sehre schief angesehen werden. Sie hat doch nichts gemerkt etwa?"

„I warum nicht gar?" erwiderte Christel. „Was krieg' ich aber für das, was ich doch in der Hand habe?"

„Einen Schmatz!" sagte der Büchermann frech.

„Für den dank' ich, Männichen! Sehen Sie 'mal hier!" Sie zeigte ihm eine Handvoll kleiner zerrissener Papierstückchen.

„Papierschnipsel?" rief er. „Bin ich ein Papiermüller? Sie haben mich wohl zum Narren, Christelchen?"

„Ich hab's endlich wieder gefunden," erwiderte sie. „Ich wußte wohl, daß ich es beim Aufräumen aufgelesen und kein Schnipsel fortgeworfen hatte, aber wo ich es hingethan, darauf konnte ich mich nicht besinnen. Nehmen Sie's mit, vielleicht kann's doch wieder richtig gelegt werden, daß es zu lesen ist, ich bringe das nicht zu Stande. Nun aber aufgeschaut! Der fettste Bissen kommt zuletzt! Lesen Sie hier! Ich habe noch einen anderen, einen ganzen Brief. „Mon général ...." Was sagen Sie nun? Ist das ein Paar Francs werth?"

Hille griff gierig nach dem Papier, das sie ihm ohne Umstände überließ, er las hastig die französischen Zeilen — „wie sind Sie endlich dazu gekommen?" rief er.

„Das ist meine Sache! Sie haben's also wirklich nicht geschrieben, wie Meine steif und fest glaubt?"

Er lachte kurz auf und steckte das Billet ein. — „Christelchen, Sie sind ein Goldmädel!" sagte er. „Schade, daß wir uns nicht geheirathet haben, wir Beide hätten Etwas vor uns gebracht."

Die alte Jungfer nahm dies Nivellement nicht wohlgefällig auf, sie schnitt ein hochmüthiges Gesicht, und Hille machte sich aus dem Staube, um seine Beute zu verwerthen.

Im Hause war es sehr still, der General hielt zwar beharrlich seine Hoffnungen auf ein langes Leben fest, aber er konnte sich schon seit der Unannehmlichkeit, die er in Rudenthal erlebt hatte, nicht recht erholen, und jetzt schien er auffallend schwächer zu werden. „Die Kaiserparade liegt mir in den Gliedern," sagte er mehrmals. „Ich hätte mich nicht sollen hinausschleppen lassen." Frau von Breitung fragte den Arzt auf sein Gewissen, was er von dem Zustande ihres Onkels halte, und der Doctor leugnete nicht, daß er eine rasche Abnahme der Kräfte bemerke und man daher auf den Fall, der nach den hohen Jahren des alten Herrn naturgemäß sei, gefaßt sein müsse: ob er in kürzerer oder längerer Zeit eintreten werde, könne freilich keine menschliche Wissenschaft vorhersagen. Die Tante verhehlte diesen Ausspruch ihrer Nichte durchaus nicht, und diese war darüber sehr betrübt, wiewohl sie sich dasselbe auch schon gesagt hatte.

„Und so viel ich weiß, hat er gar kein Testament gemacht!" klagte die Breitung. „Ich möchte ihn auch nicht daran erinnern, er würde mich sehr hart behandeln. Du könntest es wohl thun, denn Dich

liebt er zärtlich, und Du bist die Einzige, die sich bei ihm Etwas herausnehmen kann. Bei Dir würde es auch ganz ohne eigennützige Absichten erscheinen, denn Du als sein Enkelkind bist ja doch ohne Testament seine Universalerbin, und wenn Du ihn erinnerst, Anderen, die es treu mit ihm gemeint haben, Etwas zu vermachen — z. B. der Dienerschaft, dem alten Friedrich ..., so könnte er Dich nur loben."

Lodoiska war nicht in der Stimmung, auf diese Erörterungen einzugehen, sie bat die Tante, sie nicht damit zu quälen, da sie dem Großvater nichts sagen könne — möge es kommen, wie Gott wolle, so werde ja Niemand vergessen oder mit Undank belohnt werden.

Die Tante schwieg eine Weile, dann fing sie an von der traurigen Lage zu sprechen, in welcher weibliche Wesen ohne männlichen Schutz in der Welt allein ständen. „Ich glaube schon, daß Du Dich nicht von mir trennen würdest," sagte sie. „Wen solltest Du Dir auch als dame d'honneur nehmen! Aber anders wäre es doch, wenn Du verheirathet wärst, bijou, an einen recht noblen Cavalier, der seine Stellung mit schönen Aussichten hätte — nicht an einen Mann, der wie ein schwankendes Rohr am Wasser steht und nicht einmal im Punkte der Treue zuverlässig ist. Ja, Lolo, ich kann nicht länger schweigen, ich würde eine Sünde begehen. Gieb ihn auf, er ist

ganz in der Gewalt der frivolen Dame — Du weißt schon, Amélie Ilthing, welche Goethe den schönen Iltis genannt hat!"

Lodoiska erbleichte, daß kein Blutstropfen mehr in ihren Wangen zu sein schien, aber ihre Augen blitzten in höherem Feuer und ihre Haltung war stolz und fest. — „Verschone mich mit allen Unwürdigkeiten, die ich weder hören noch ertragen will!" versetzte sie mit einem Tone, der an die harte Stimme ihres Großvaters erinnerte.

„Gut, Lolo, ich schweige schon, aber ich kann Dir beschwören, daß ich es aus sicherer Quelle weiß. Er lebt mit ihr in einem Hause. Du solltest auf mich hören — wie anders die edle und uneigennützige Neigung, von der Du nichts hören, mich nicht einmal verstehen willst! Wenn ich nicht ein heiliges Versprechen gegeben hätte, so könnte ich Dir einen Beweis dieser fast überirdischen Neigung, die an die Zeit der Troubadours erinnert, liefern — oder vielmehr, Du hast ihn schon in Händen. Er weiß, daß Deine Hand schon versagt ist, und dennoch, um Dir Gram und Kummer zu sparen, um Deinen Bräutigam, dessen Untergang ihm doch vielleicht Hoffnungen eröffnet hätte, zu retten — ich sage aber schon zu viel, fast hätte ich im Eifer für Dein Glück mein Versprechen gebrochen und Alles ausgeplaudert. Ach, Lolo, wenn Du wüßtest ... Das Billet, das Du zerrissen hast,

ohne es zu lesen, war nur der erste Beweis seiner reinen Liebe, die nur Dein Glück, keinen Egoismus kennt. ..." Die Tante weinte und konnte nicht weiter sprechen.

Lodoiska, welche sich erst unwillig abgewendet hatte, war aufmerksam geworden, sie hörte die fliegenden Worte der Tante mit steigender Bewegung und küßte ihr jetzt die Hand. „Wenn Du mich lieb hast," sagte sie heftig, „so raube mir nicht den Rest meines Friedens!" Mit dieser Bitte verließ sie die Tante, welche noch so viel auf dem Herzen hatte, das sie ihr sagen wollte. In ihrem Zimmer schloß Lodoiska ihr Fach auf: Riedleben's Brief, der ihr zuerst in das Auge fiel, schob sie beiseit, sie suchte nach einem anderen, viel kürzeren, der nicht an sie gerichtet, aber in ihre Verwahrung gegeben war. Sie konnte ihn nicht finden — mehrmals suchte sie Alles durch, was in dem Fache enthalten war, sie wußte ganz genau, daß sie das Billet in dasselbe verschlossen hatte, doch suchte sie, als es sich gar nicht fand, mit vermehrter Hast auch an anderen Orten — vergebens! Es war verschwunden.

Zwölftes Capitel.

Die Verhaftung.

In dem kleinen Hause, dessen Erdgeschoß die Wirthsleute an die vornehme Herrschaft aus Kassel vermiethet hatten, bewohnte der stattliche Herr, der als Bruder der jungen schönen Frau bald nach dem Ehepaar angekommen war, ein Hinterstübchen im oberen Stock. Es war der Wirthin, die mit verzeihlicher Neugier das Thun und Lassen ihrer Gäste beobachtete, bald aufgefallen, daß er, trotz Allem, was die ganze Bevölkerung von Erfurt und die Menge der anwesenden Fremden fortwährend auf die Straßen lockte, das Haus nur selten verließ; krank war der blühende Mann nicht, er mußte also andere Ursachen haben. Auch hatte sich die Wirthin über sein Verhältniß in der Familie schon in den ersten Tagen ihre eigenen Gedanken gemacht, die sie auf den ihr zu Gebote stehenden Wegen schnell genug zur Gewißheit

erhoben hatte. Der Herr von Ilthing, wie er ihr von der Kammerjungfer der Frau von Heidefeld genannt worden war, konnte ein Vetter der jungen Frau sein, ihr Bruder war er aber nicht! Die Wirthin theilte ihre Beobachtungen vom Schlüsselloch ihrem Manne mit und sprach etwas von Schande für ihr ehrbares Haus, der fuhr sie aber an, ob sie etwas Unehrbares gehört oder gesehen habe, und als sie das der Wahrheit gemäß verneinen mußte, schalt er sie aus. „Du sagst, sie nennen sich vor den Leuten Du wie Bruder und Schwester, und wenn Beide allein miteinander sind, nennen sie sich Sie — machen es Liebesleute nicht umgekehrt? Streich' Dein Geld ein und kümmere Dich nicht weiter d'rum. Dein Bücherkerl wird Dich mit Liebesgeschichten noch ganz verrückt machen.“ Sie nahm den Mann, der ihr schöne Geschichten zu lesen brachte und jetzt auch in Erfurt war, gegen den groben Eheherrn in Schutz und beschloß, diesem ihre noch zu verhoffenden Bemerkungen über das zärtliche Paar, das sich für Geschwister ausgab, gar nicht mehr mitzutheilen, sondern nur mit dem guten Hille zu besprechen, der sich zuweilen in der Dämmerung in ihrem Hintergebäude, wohin sie gezogen waren, sehen ließ. Der alte vornehme Narr, der wie schwachsinnig seiner ausgelassenen Frau allen Willen that und den halben Tag schlief, war der ehrbaren Erfurterin verächtlich, ihm

geschah eigentlich schon Recht. Wenn die Gute einen Blick in das Treiben einer Welt, die sie nicht kannte, hätte thun können, so würden ihr die Haare zu Berge gestiegen sein. Was in ihrem Hause spielte, war vergleichsweise noch sehr unschuldig. Bis jetzt!

„Gestehen Sie mir, Sie sind nur noch eigensinnig!“ sagte Frau von Heidefeld, als sie wiederum eines Abends von ihrem schlafsüchtigen Gemahl verlassen war und Riedleben ihr Gesellschaft leistete. „Sie sind schon in Berlin von Ihren Romanideen zurückgekommen — und halten nur noch par honneur die Maske fest, weil sie ein wenig gefährlich ist.“

„Ich habe Ihnen schon oft versichert —“

„Was Sie mir also nicht zu wiederholen brauchen. Wir sind hier ganz unter uns: sehen Sie mir einmal recht in das Auge und bekennen Sie, ob Sie nicht ein Spiel mit mir getrieben haben . . .“

Er blickte sie ehrlich an, als sein Auge aber der tiefen Gluth des ihrigen begegnete und sie es plötzlich erröthend senkte und eine nicht zu beherrschende Verwirrung sich ihrer zu bemächtigen schien, wurde auch er verlegen und vermochte kein Wort auf ihre Beschuldigung zu erwidern.

„Wir müssen uns trennen, Julius!“ sagte sie darauf leise, ohne aufzublicken, und ihr Busen wogte in heftiger Bewegung. „Du schweigst, und ich bedarf auch Deiner Antwort gar nicht!“ Wie er-

schreckend sah sie jetzt auf. „Verzeihen Sie, Herr von Riedleben!" rief sie, und ein bezauberndes Lächeln umspielte wieder muthwillig ihre Lippen. „Ich verwechselte einen Moment unsere ganze Situation! Vor der Welt mein Bruder Julius, im Beisein meines ehrwürdigen Gesponsen nur Riedleben, unter vier Augen Herr von Riedleben — so sind alle Gefahren vermieden."

„Sie sind so gütig gegen mich gewesen, Ihnen verdanke ich so viel, daß es mich glücklich machen würde, wenn Sie, wo keine Zeugen uns hören, die kalte ceremonielle Form vergäßen!"

„Ich darf mich nicht vergessen, Julius!" erwiderte sie mit einem weichen Tone, während das Lächeln von ihrem Antlitz wieder verschwand. „Mein ödes Schicksal vergesse ich wohl auf Momente, aber wenn Sie zuweilen, wo ich von Glanz und Pracht umgeben, im Kreise einer Vergnügen und Lust athmenden Gesellschaft am heitersten scheine, in mein Herz sehen könnten, Sie würden mich bedauern. Gestehen Sie nur, Sie haben mich auch verkannt, Julius."

„Niemals!" rief er. „Ich kenne Sie ja nicht erst von dieser Zeit — niemals habe ich an Ihnen gezweifelt!"

Sie reichte ihm ihre Hand. „Wie dankbar bin ich Ihnen für dies Wort!" sagte sie mit feuchtschimmernden Augen und drückte seine Hand, in der die

ihrige lag, an ihre hochwallende Brust. Aber gleich bezwang sie wieder ihr Gefühl und sagte: „Bleiben wir hübsch verständig! Ich verlangte ein Bekenntniß von Ihnen, das Sir mir nicht geben können. Auch vor meinen Augen müssen Sie der Ritter des Tugendbundes bleiben, wie sollten Sie der Tugend abtrünnig werden? Ich wenigstens mag keine Schuld daran haben! Nicht wahr, das klingt wieder wie ein Echo von Wilhelmshöhe unter dem neuen régime?" Sie lachte ein wenig und fuhr dann ernster fort: „Sie haben Ihre Pläne vertagt und sind nur unter meiner Protection nach Erfurt gekommen, um einem unerwarteten Glücksfalle, einem Impromptü des Schicksals, das Ihnen etwa doch Gelegenheit zu einer großen That böte, nicht die Pforte zu schließen. Kommen Sie morgen als ungeladener Gast zur Jagd nach Ettersburg —"

„Eine That, eine vereinzelte That kann uns nicht retten," erwiderte er. „Die einzige, welche das könnte," setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, „erfüllt mich schon bei dem Gedanken mit Abscheu."

„Ich verstehe Sie!" sagte Frau von Heidefeld.

„Glauben Sie mir also, daß ich hierher gekommen bin, um meine Hoffnungen auf künftige Zeiten zu beleben und diese Zeiten vorzubereiten, so viel an mir ist, im Geiste!"

„Und nebenbei Ihr holdes Bräutchen wieder zu

sehen! Werden Sie doch nicht verlegen! Sie werden doch Ihre kleine Preußin nicht verleugnen? Oder gar — für ein harmloses Intermezzo grausam strafen?"

„Wie so?" fragte er, von dieser ihm unverständlichen Frage und noch mehr von ihrem schalkhaften Lächeln befremdet.

„Wenn Sie es nicht wissen, so werde ich nicht die gehässige Rolle einer Denunciantin übernehmen!" erwiderte sie. — „Sein Sie nicht schwerfällig! Es war nur Scherz von mir." Ihre Versicherung klang aber so wenig überzeugend, daß er in sie drang, ihm zu sagen, was sie mit dem Intermezzo gemeint habe. „Nun denn, ein Ritter hat ihr einen großen Dienst geleistet, auf eigene Lebensgefahr, in der er noch schwebt und wahrscheinlich untergehen wird," sagte Frau von Heidefeld endlich. Begnügen Sie sich mit dieser dunkelen Andeutung, viel mehr weiß ich selbst nicht und darf auch nicht mehr sagen. Soll also die junge Dame jedes Gefühl von Dankbarkeit für so viel Großmuth und Aufopferung in ihrem Herzen ersticken? Seien Sie kein eifersüchtiger Barbar."

Vergebens beschwor er sie um volle Aufklärung, sie behauptete, nicht einmal den Namen des edlen Ritters zu wissen, und eine scharfgezogene Falte machte sich endlich, als er sie wiederholt bat, zwischen ihren feinen dunkelen Brauen bemerklich und veränderte den

Ausdruck ihrer schönen tiefblauen Augen, so daß sie einen ganz bösen Blick zeigten.

„Sie langweilen mich, Herr von Riedleben!“ sagte sie. „Es bedarf ja nur einer offenen Frage bei Ihrer Braut, so werden Sie hören, was diese Ihnen sagen kann oder will. Ich bin keine Denunciantin — wär' ich es, dann würden Sie selbst schon in der Gewalt Ihrer Feinde sein!“ Sie klingelte, ihre Kammerjungfer erschien, und Riedleben zog sich in großer Verstimmung zurück. Frau von Heidefeld gab aber ihrem Mädchen nur einen unbedeutenden Auftrag, dann schloß sie sich ein, und wer sie nun hätte beobachten können, wie ihr liebliches Gesicht einen tiefschmerzlichen Ausdruck annahm und sie die weiße Hand auf das Herz preßte, als wolle sie dessen Unruhe unterdrücken, der würde zweifelhaft geworden sein, ob ihr nicht schweres Unrecht geschehe, wenn ihr ganzes Benehmen gegen den Mann, der sie eben verlassen hatte, für das bloße Spiel einer feinen, berechnenden Coquetterie gehalten werde.

Am anderen Tage, als sie die Königin von Westfalen nach Weimar begleitete, erschien sie wieder strahlend in Heiterkeit, wie der unbewölkte Himmel, welcher die Lustpartie der hohen Herrschaften begünstigte. Der Herzog von Weimar hatte die Kaiser und Fürsten nach seinem Jagdschlosse Ettersburg eingeladen, wo auch jetzt noch der Hof einen Theil

des Sommers in der schönen Waldnatur zuzubringen pflegt. Er gab ihnen eine fürstliche Jagd, keine Parforcejagd auf einen flüchtigen Hirsch oder Eber durch weite Waldstrecken dahin brausend bis zum Halali, sondern ein bequemes Schießen ohne eigene Anstrengung aus einem prächtig decorirten Pavillon, an welchem das unglückliche Wild auf wenige Schritte vorüber getrieben, ein Augenzeuge sagt, fast an den Ohren vorbeigezogen wurde. Die Treiber waren dabei in eben solcher Gefahr als die Thiere. Nachdem eine sattsame Zahl von Wild erlegt war, fuhren die Herrschaften nach Weimar, wo die Herzogin mit ihrem ganzen Hofe sie im Schlosse empfing und das Diner eingenommen wurde. Wie anders, als vor zwei Jahren Napoleon nach der Schlacht von Jena hier erschien! Es sollten aber noch demüthigendere Erinnerungen an dieselbe folgen. Schauspiel und Ball beschlossen den Tag. Am anderen Morgen wurde das Schlachtfeld von Jena besichtigt. Der Kaiser von Rußland, dessen Heer damals feindlich im Anzuge gewesen, wenn es auch erst an dem Bug und der Narew zum Kampfe gekommen war, der König von Sachsen, dessen brave Truppen bei Jena an der Seite der Preußen gestritten hatten, Prinz Wilhelm von Preußen, der die Schmach des heutigen Tages wohl am tiefsten fühlte, und mancher andere deutsche Fürst ritten mit Napoleon den

Landgrafenberg, der nun Napoleonsberg genannt wurde, hinauf, um sich von ihm belehren zu lassen, wie er die Deutschen damals geschlagen habe. Auf der Stelle, wo Napoleon in der Nacht zum 14. October 1806 in der Mitte seiner Alten Garde bivouakirt hatte, nachdem er zu seinem Erstaunen diesen das ganze Saalthal und alle Aufgänge zur Hochebene beherrschenden Punkt durch einen unbegreiflichen Fehler des preußischen Befehlshabers geräumt gefunden, hatte jetzt der Herzog von Weimar einen großen gezimmerten Pavillon erbauen und, wie gewünscht worden, mit Plänen der Schlacht decoriren lassen. Eine Deputation der Stadt und der Universität Jena fand sich ein, die Majestäten zu begrüßen, und kehrte beglückt von den Sonnenstrahlen der kaiserlichen Gnade, welche auf sie gefallen waren, wieder heim. Mit welchen Hochgefühlen mochte Napoleon sein Gefolge von Kronenträgern und Prinzen dann auf dem Schlachtfelde umherführen und ihnen alle Punkte zeigen, welche in dem Kampfe wichtig geworden waren. Die stolze Freudigkeit, die ihn erfüllte, ließ ihn in wortreiche Erörterungen überströmen. Er gab den Fürsten, die jetzt sämmtlich seine Verbündeten, die deutschen sogar seine Vasallen waren, den Schlachtplan zum Besten, den er bei Jena befolgt und so glänzend durchgeführt hatte, er kam dann auf seine früheren Feldzüge zu sprechen und ließ sich über Kriegs-

kunst im Allgemeinen und die Taktik, die er für die beste hielt, in eingehendster Weise aus. Schweigend und aufmerksam lauschten ihm seine erlauchten Zuhörer.

Dem treuen Berthier, Chef des Generalstabes, war es nicht recht gewesen, daß der Kaiser sich so offen gegen fremde Fürsten über die Geheimnisse seiner Feldherrnkunst ausgelassen hatte, und er wagte es, als Napoleon wieder mit ihm in seinem Zimmer zu Erfurt war, ihm das vorzustellen.

„Fürchten Sie denn nicht, Sire," sagte er, „daß diese Souveräne Alles, was Sie ihnen heut gelehrt haben, gegen Sie benutzen könnten? Euer Majestät haben uns doch mehrmals gesagt, daß man mit seinen Alliirten so verfahren müßte, als ob sie einst unsere Feinde werden sollten."

Der Kaiser lächelte. „Das ist eine kühne Bemerkung von Ihnen, aber ich danke Ihnen dafür. Ich glaube, Gott verzeihe mir, daß ich Ihnen den Eindruck eines Leichtsinnigen gemacht habe! Sie denken also," fuhr er gutgelaunt fort, indem er nach seiner Angewohnheit im Gespräch mit Leuten, denen er wohl wollte, Berthier's Ohr ergriff und stark zauste, „daß ich die Thorheit begangen habe, ihnen Ruthen in die Hand zu geben, mit denen sie mich bei Gelegenheit einmal peitschen könnten? Sein Sie ruhig, ich sage ihnen nicht Alles." Beide konnten auch sehr ruhig sein: unter den gekrönten Häuptern und Gene-

ralen, welche die strategischen Lehren des Kriegsmeisters andächtig angehört hatten, befand sich kein Feldherr.

„Was giebt's?" wandte sich der Kaiser brüsk um, als einer seiner Adjutanten, General Lauriston, eintrat. Dieser meldete den Gouverneur der Stadt, General Graf Oudinot. „Soll kommen!" hieß es.

„Hannibal vor den Thoren?" fragte Napoleon, da er die ernste Miene des Gouverneurs sah, die eine Meldung von ungewöhnlicher Wichtigkeit zu verkündigen schien.

„Sire, es ist ein Complott entdeckt worden —"

„Hein?" unterbrach ihn der Kaiser mit jenem scharfen, fragenden Laut, der ihm bei plötzlich gereizter Stimmung eigenthümlich war. „Ein Complott? In welcher Absicht? Wer sind die Schuldigen?"

„Zu meinem größten Bedauern muß ich Euer Majestät einen Officier Ihrer Armee nennen, einen Officier von ausgezeichneter Tapferkeit und bisher vortrefflichem Ruf, dem ich selbst, wie alle seine Vorgesetzten, das größte Vertrauen geschenkt habe —"

„Zum Henker damit!" rief Napoleon, ungeduldig mit dem Fuße stampfend. „Werde ich den Namen erfahren?"

„Rochefort, Chef d'escadron im sechsten Kürassierregiment."

„Rochefort?" sagte der Kaiser erstaunt und

gemäßigter. „Ich kenne ihn. Der soll ein Complott angestiftet haben? Wozu? Reden Sie.“

„Die Regierung Seiner Majestät des Königs von Westfalen hat das hiesige Gouvernement requirirt, einen verabschiedeten Officier der königlichen Armee, geborenen Hessen, welcher sich, einer gefährlichen Conspiration dringend verdächtig, nach Erfurt geflüchtet hatte, zu arretiren. Ehe das aber ausgeführt werden konnte, hat dieser Officier von befreundeter Hand eine Warnung bekommen und sich durch eine zweite und dritte Flucht der Verhaftung entzogen. Der Polizeipräfect wird Euer Majestät, wenn Sie befehlen, darüber genauen Vortrag halten, ich bin darin nicht orientirt und habe nur, da ich diesen Augenblick von der Sache in Bezug auf den Major Rochefort Anzeige erhielt, ungesäumt Euer Majestät Meldung machen wollen, um Ihre Befehle einzuholen. Rochefort soll nämlich jene Warnung gegeben haben.“

„Ist er schon arretirt?“ fragte der Kaiser, dessen Auge Blitze schoß.

„Noch nicht, Sire. Ich nahm Anstand, die Ordre sofort zu geben, weil die Beweise der Schuld —“

„Die überlassen Sie dem Kriegsgericht!“ unterbrach ihn Napoleon heftig. „Er soll arretirt werden, augenblicklich. Sie lassen ihn auf den Petersberg

schaffen. Und wenn er ein Bayard wäre, sollte ihn das nicht retten!"

General Oudinot entfernte sich, den Befehl des Kaisers vollstrecken zu lassen.

„Unerhört!" sagte Napoleon, indem er unruhig einige Papiere, die auf dem Tische lagen, im unbewußten nervösen Spiel durcheinander warf. „Ein Officier Meiner Armee! Ein Tapferer, ein Franzose!"

„Die Verschwörer gegen Euer Majestät, als Ersten Consul, waren auch Franzosen," bemerkte Berthier. „Hier ist die Schuld aber vielleicht nicht so schwer, eine Unbesonnenheit vielleicht aus Freundschaft."

„Freundschaft mit einem Hochverräther!" rief der Kaiser. „Diese Hessen! Meine Befehle zur Bestrafung ihrer Revolte sind nicht befolgt worden, Legrand, der sie aus weichlicher Schonung unausgeführt ließ, verdiente selbst, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden! Ich hätte Davoust dort als Gouverneur einsetzen sollen. Mein Bruder ist auch viel zu mild für diese hartköpfigen Deutschen. Schaffen Sie mir den Präfekten. Ich will wissen, welch' ein Complott man geschmiedet hat."

Der frühe Oktoberabend war schon eingebrochen, als ein Officier, mit zwei Elitegensd'armen von dem Platz an der Hauptwache herkommend, die breite Straße des Angers entlang schritt. Das Corps der Gensd'armen in der kaiserlichen Armee war mit großer

Autorität bekleidet, es wurden dazu immer Leute von ausgezeichneter Führung, energischem Charakter und stattlichem Aeußern ausgewählt; in ihrem breitschößigen blauen Uniformsfrack mit weißen Achselschnüren, Stulphandschuhen nebst der Unterkleidung und Bewaffnung der Kürassiere nahmen sie sich sehr stattlich aus und behaupteten auch in ihrer ganzen Haltung eine imponirende Würde, die sogar jede übereilte Bewegung ausschloß. Ein Gensd'arm im Galopp war eine Erscheinung, die auf einen ungewöhnlichen und gefährlichen Vorfall schließen ließ. — „Hier warten!" sagte der Officier zu den Beiden, die ihm folgten, als er in den Flur des ihm bekannten Hauses trat. „Ist Herr Rochefort zu Hause?" fragte er dann einen Soldaten, den er auf der Treppe traf. Ohne anzuklopfen, öffnete er, oben angelangt, die ihm bezeichnete Thür mit einem starken Griff.

Rochefort war zu Hause, er blickte befremdet auf, als man ohne Anmeldung zu ihm eintrat, noch mehr erstaunte er, als er den Eintretenden erkannte. „Oberst Nodier! Was verschafft mir die Ehre?"

Nodier überreichte ihm schweigend mit einem bösen Hohn im Gesichte ein zusammengelegtes Papier. Als Rochefort dasselbe auseinandergefaltet und einen Blick hineingeworfen hatte, stutzte er betroffen und seine Augen funkelten. „Was soll das heißen?" rief er. „Aus welchem Grunde?"

„Darüber kann ich keine Auskunft geben," erwiderte Rodier achselzuckend. „Sie werden den Grund wohl ahnen. Was mich betrifft, so ist mir der Auftrag eine kleine Revanche für den Ihrigen an mich, damals im Gebirge — Sie wissen schon."

Mit diesem Wort ging Rochefort erst die Vermuthung klar auf, die ihm bis jetzt nur unbestimmt vorgeschwebt hatte. Er begriff zwar den Zusammenhang nicht, aber er glaubte doch zu errathen, weshalb er verhaftet wurde, und es blieb ihm nichts übrig, als seine Geisteskraft zusammen zu fassen, um sich nicht verloren zu geben.

„Folgen Sie mir, Herr Major," sagte Rodier mit brutalem Tone.

„Ich respectire Ihre Ordre, ohne sie zu begreifen," erwiderte Rochefort. „Als eine Revanche kann ich sie nicht gelten lassen, da Sie ja für die eingebildete Beleidigung damals die Satisfaction, zu der ich mich bereit erklärte, nicht gefordert haben."

„Beeilen Sie sich! Ich habe jetzt keine Zeit zu unnützen Erklärungen."

Rochefort rief seinen Diener und ließ nur das Nöthigste, dessen er bedurfte, zusammenpacken, was aber einem Gensd'armen zum Tragen übergeben wurde. Dann folgte er dem Obersten und stieg mit ihm in einen verschlossenen Wagen, der unterdessen vor das Haus gefahren war. Ein Gensd'arm stieg auf den

Bock, der andere brachte den Diener des Herrn von Rochefort zum vorläufigen Gewahrsam auf die Hauptwache, da es Nodier nicht für angemessen hielt, ihm seine Freiheit zu lassen: die Verhaftung seines Herrn brauchte nicht in der ganzen Stadt bekannt zu werden.

Alle Hausbewohner konnten aber doch nicht in das Gefängniß geschleppt werden, und so erfuhr denn der Marquis von Odry noch an demselben Abende durch eine Botschaft von dem Wirthe, daß sein Verwandter, den er in letzter Zeit viel besucht hatte, in der Dämmerstunde von Gensd'armen abgeholt und in einem zugemachten Wagen fortgeführt worden sei. Der Marquis erschrak, daß ihm die Knieen zitterten. Er war anfangs ganz rathlos, was er beginnen sollte, ihm schwebte das Bild seines armen Cousins vor — auf dem Sandhaufen knieend, er glaubte die auf ihn angeschlagenen Gewehrläufe zu sehen, das Commando: Feuer! zu hören. Das war der Lohn für den Enthusiasmus, welchen Armand von Rochefort für seinen großen Feldherrn und Kaiser im Herzen getragen hatte! Und was war sein Vergehen? Eine romantische überspannte Ritterlichkeit, die auch ein Erbtheil seiner provençalischen Ahnen war — Jahrhunderte lang hatten sie nicht bloß als tapfere Helden auf weiten Kriegsfahrten im gelobten Lande, mit Ludwig dem Heiligen in Afrika, mit den Anjous

im schönen Neapel geglänzt, sondern sich auch als Meister „der heiteren Kunst“ neben einem Bertrand de Born und anderen berühmten Troubadours Kränze erworben und an den Liebeshöfen Theil genommen. Odry wenigstens glaubte fest an alle diese Traditionen und hatte keine Ahnung, daß eine nüchterne Kritik der neuen Zeit jene Minnegerichte ganz in Abrede gestellt und für bloße dichterische Allegorieen erklärt hat. Er hatte alles Ernstes seinem Vetter Armand eine Geschichte aus der Vorzeit erzählt, die mit dessen eigener bewundernswerther That einer selbstverleugnenden Liebe viele Aehnlichkeit hatte. Und dafür sollte der ritterliche Mann jetzt bluten? Tausend Entwürfe kreuzten sich in dem aufgeregten Hirn des armen alten Emigranten, wie er zu retten sei, und keine gewann doch eine feste ausführbare Form. Er zog endlich, wie spät es auch schon am Tage war, den Surtout über das Hauskleid, das er schon angelegt hatte, und verließ seine Wohnung: vielleicht konnte er weiteres Unglück verhüten.

Frau von Breitung hatte es sich auch schon bequem gemacht und saß in ziemlich ungenirter Toilette, die ihrer Fülle keinen Zwang anthat, auf dem Canapee ihrer Nichte gegenüber, welcher sie Vorstellungen in der schon früher einmal eingeschlagenen Richtung machte. Lodoiska hörte sie schweigend an, sie war überhaupt seit einigen Tagen sehr still — die Tante

war ungewiß, ob die Besorgniß um den Großvater oder die Trauer um die verstorbene Mutter Serena oder die Unsicherheit ihrer ganzen Zukunft den größten Antheil an ihrer Stimmung habe. Es ließ sich nicht einmal recht entscheiden, ob diese traurig oder nur ernst war, das eigensinnige Kind gestattete auch gar keinen Blick in sein verschlossenes Herz.

Da meldete die alte Jungfer, selbst mit ganz verwundertem Gesicht, den Marquis von Odry. „Jetzt noch?!" rief Frau von Breitung, einen erschrockenen Blick auf ihr Négligé werfend. „So kann ich ihn doch unmöglich annehmen, Christel! Hast Du ihm denn nicht gesagt, Christel —"

„Er ist auch nicht in Gala, gnädige Frau," unterbrach sie die Zofe ohne viel Umstände. „Sie haben einander Beide nichts vorzuwerfen. Er läßt sehr um Verzeihung bitten, daß er zu dieser unschicklichen Zeit komme, aber eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit möge ihn entschuldigen."

„Wieder eine Neuigkeit von Napoleon, wie damals in Rudenthal!" sagte die Breitung, zwischen Verdrießlichkeit und Neugier. „Was meinst Du, Lolo? Kann ich ihn annehmen?"

„Gewiß, Tante! Er könnte ja wirklich eine große Nachricht bringen!" erwiderte Lodoiska, bei welcher die hingeworfene Vermuthung der Tante gezündet hatte. „Die Fürsten sind gestern in den weimar'schen

Forsten zur Jagd gewesen, wer weiß, was dort geschehen ist!"

„Laß ihn denn meinetwegen herein, Christel," entschied die Tante. „Sag' ihm aber, daß er uns schon im Négligé findet." Die alte Dienerin warf einen Blick auf das schwarze Trauerkleid des Fräuleins, das durchaus kein Négligé war, und ging dann kopfschüttelnd über ihre Herrin hinaus. Lodoiska machte diesmal keine Anstalt, das Zimmer zu verlassen, was sie fast immer that, wenn Besuch angemeldet wurde und die Tante sie nicht ausdrücklich festhielt.

„Du denkst doch nicht an einen Unfall, der dem Kaiser auf der Jagd widerfahren sein könnte?" fragte diese. „Es wäre ein großes Unglück für die ganze Welt."

Da erschien schon der Marquis auf der Schwelle, er selbst in der größten Verlegenheit. „Ich bin in Verzweiflung, meine Damen, daß ich mich von der Kopflosigkeit eines Moments zu diesen Unschicklichkeiten habe hinreißen lassen," begann er.

„Sans excuse, mon cher marquis!" bat die Breitung. „Rechnen wir ab, gegenseitige Absolution! Wichtige Dinge machen kleine Egards unnöthig. Hätte ich Sie sonst comme voilà empfangen? Setzen Sie sich, reden Sie."

„Ach, Madame, wie kann meine erschrockene

Seele gleich das Wort finden. Mein armer Cousin — der Kaiser — ja, Mademoiselle de Goldenau, Sie erleben es, er ist verloren!"

„Wer?!" rief Lodoiska in höchster Aufregung.

„Mein unglücklicher Cousin! Vor einer halben Stunde ist er von kaiserlichen Gensd'armen verhaftet worden.

Frau von Breitung schlug erschrocken die Hände zusammen. „Und der Kaiser?" rief Lodoiska.

„Der Kaiser hat jedenfalls den Befehl dazu gegeben," erwiderte Odry. „Wer könnte es sonst wagen, einen Stabsofficier von Armand's Rang und Ansehen zu verhaften! Und Armand hat ihm mit Bewunderung und Enthusiasmus gedient! Das ist der Lohn dafür!"

„Ist Napoleon zurückgekehrt von Weimar?" fragte Lodoiska.

„Ich habe ihn selbst kommen sehen," antwortete der Marquis.

„Was aber ist der Grund, aus welchem Herr von Rochefort verhaftet worden ist?" fragte die Breitung. „Irgend ein dienstliches Versehen. — Arrest bekommt wohl jeder Officier einmal, das hat nichts weiter auf sich. Wie können Sie gleich sagen, daß er verloren ist? Ihre verwandtschaftliche Zärtlichkeit sieht zu schwarz — Sie sind nicht Militär gewesen und schlagen ein Bischen Arrest zu hoch an."

„Wollte Gott, Sie hätten Recht!“ seufzte Dory. „Aber ach! man wird meinem Armand einen ganz anderen Proceß machen. Ich komme ja deshalb zu Ihnen, um mein Herz auszuschütten. Vielleicht ersinnen die Damen einen Rath, Sie sind ja dabei auch betheiligt. Wenn Armand verloren ist, so stirbt er für Sie!“

Lodoiska sah erbleichend auf — sie ahnte den Sinn seiner Worte. „Ich bitte Sie, theurer Freund!“ rief die Tante.

„Ja, meine Damen, in diesem furchtbaren Augenblicke kann ich das zarte Geheimniß nicht länger bewahren, das ich mehr errathen habe, als daß es mir anvertraut worden ist. Darf ich ganz offen reden? Werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihr Zartgefühl, wie es ein Cavalier nie thun sollte, in dieser Stunde, wo es sich um das Leben meines einzigen Verwandten handelt, in ungeziemender Weise verletze?“

„Spannen Sie uns nicht auf die Folter!“ rief die Tante.

„Wohlan! Armand von Rochefort trägt, wie nur ein Ritter aus alten herrlichen Zeiten, eine verborgene Neigung in seinem Herzen, er weiß, daß er die Dame seiner Liebe nie besitzen kann, aber darum ist diese Liebe um so reiner und edler, das Glück und die Ruhe der Geliebten sind sein einziger Wunsch. Um ihr diese zu sichern, ist er bereit, sein Herzblut zu

opfern, jede Wolke, die ihren Himmel trübt, jede Gefahr, die ihrem Glücke droht, will er selbst mit Gefahr seines Lebens vorüberführen — und seine Selbstverleugnung geht so weit, den Mann, der seinem Glück im Wege steht, aber das Glück der Geliebten ausmacht, zu retten, als dieser am Rande des Verderbens steht. Er durfte nur schweigen, Alles nur gehen lassen, so war der Nebenbuhler vernichtet; aber er rettete ihn. Durch kameradschaftliche Verbindungen hatte er davon Kenntniß bekommen, was seinem Nebenbuhler drohte, eine mündliche Warnung, die er an die rechte Stelle bringen wollte, wurde zurückgewiesen, so schrieb er — und zum Dank wurde er beleidigt! Großer Gott, was rede ich in meiner Unbesonnenheit! Meine Klage wird zur Anklage! Verzeihen Sie, o verzeihen Sie mir!"

Der alte Mann hatte sich von seinen Gefühlen, die mit einer seit langen Jahren schlummernden Kraft in ihm wieder aufgelebt waren, hinreißen lassen, er hatte in einer Sprache sich geäußert, wie sie die Frauen noch nie von ihm gehört hatten: es mußten Anklänge an seine eigene Jugend sein, welche durch die Geschichte seines Vetters in seiner Brust geweckt worden waren. Seine Stimme bebte zuletzt, seine Lippen zitterten.

„Mein theurer Marquis!" sagte Frau von Breitung, welche mit gefaltenen Händen zugehört und beinahe selbst die Fassung verloren hatte, als sie dem

Sprecher auf die schwindelnde Höhe folgen mußte, die ihr völlig über der Wolkenschicht ihres Verständnisses lag. „Was sollten wir Ihnen zu verzeihen haben? Vollenden Sie!"

„Ich bin gleich fertig!" erwiderte Odry mit einem bittenden Blick auf Lodoiska, die blaß und stumm mit gepreßten Lippen vor ihm saß. „Nur die Thatsachen will ich berichten: es ist ja nun kein Grund mehr, sie zu verschweigen. Armand selbst würde mir dies Versprechen heute zurückgeben. Es kam dann noch ein Moment, der entscheidend für ihn werden konnte, und er schrieb eine zweite Warnung, diesmal nicht vergebens. Als dann die Folgen in anderer Beziehung gefährlich werden konnten, war er es, der sie durch seinen Einfluß vorüberführen half. Und diese Großmuth macht man ihm jetzt zum Verbrechen, ich kann keinen anderen Grund seiner Verhaftung finden. Durch unglücklichen Zufall oder Verrath sind die Beweise, daß er einen Feind des Kaisers vor dem Verderben gewarnt hat, in die Hände der gesetzlichen Macht, vielleicht gar in die des Kaisers gekommen, und man wird ihn als Mitschuldigen behandeln."

Lodoiska dachte mit bebendem Herzen an das Billet, das ihr verloren gegangen, vielleicht entwendet war. Durch wen aber, durch wen? „Wo ist Herr von Rochefort jetzt?" fragte sie kaum hörbar.

„Ich weiß es nicht, und Niemand wird es erfah-

ren — bis es zu spät ist!“ antwortete Odry. „Nur einen Weg, ihn zu retten, kann ich mir denken: den Weg zum Kaiser! In diesem Moment kommt mir der Gedanke wie eine Eingebung von Oben! Soll ich diesen Weg betreten? Ich müßte die Grundsätze meines ganzen Lebens opfern, mich beugen vor der Macht, ich müßte die Gnade des Mannes anflehen, der mir nichts gewesen als ein Thronräuber —“

„All' ihr Heiligen!“ rief die Tante mit halblauter Stimme, indem sie sich scheu nach der Thüre umsah, „stürzen Sie nicht auch sich selbst und uns mit in's Unglück. Wenn irgend ein Ohr dies entsetzliche Wort gehört hätte!“

„Sie haben Recht, der Verräther schläft nicht!“ sagte Odry. „Ich will Sie auch gleich von meiner Gegenwart befreien. Die Angst trieb mich fast willenlos her, und ich habe auch hier wie durch Erleuchtung den einzigen Rath, den es giebt, gefunden. Das danke ich Ihnen, Mademoiselle de Goldenau. Ihr Blick hat mich, wie der eines höheren Wesens, inspirirt.“ Er stand auf, Lodoiska antwortete nichts, aber sie reichte ihm die Hand, als er sich empfahl.

„Sie waren immer meine Alliirte in der Gesinnung,“ sagte er. „O wäre es mir doch durch eine glückliche Fügung des Schicksals vergönnt, mit Ihnen auch noch näher verbunden zu sein!“

Dreizehntes Kapitel.

Eine stärkere Macht.

Konnte der alte Mann, der einer untergegangenen Zeit angehörte und die neue so wenig als ihre Träger verstand, wirklich hoffen, in diesen Tagen gemischter Interessen eine Audienz beim Kaiser Napoleon zu erlangen? Und wenn sie ihm wirklich, begünstigt durch eine gute Laune des Augenblicks, von dem Herrscher bewilligt wurde, weil man diesem von der Existenz einer grotesken Maske des ancien régime zu seiner Belustigung erzählt hatte, wie durfte sich Odry schmeicheln, von dem Kaiser, dem eine überschwängliche Gefühlsromantik nur lächerlich war, durch wahrheitsgetreue Darstellung, wie Rochefort zu seinem unbesonnenen Schritte gekommen sei, dessen Begnadigung zu erhalten? Die Enttäuschung wurde ihm aber erspart, alle Bemühungen, sich einem der Großwürdenträger in der Umgebung Napoleon's zu nahen

und seine Bitte um eine Audienz an den Kaiser gelangen zu lassen, waren vergebens, sein Schreiben an Herrn von Beausset, Präfekten des Palais, blieb unbeantwortet, und ein Page, dessen Protection er zuletzt in seinen herabgesunkenen Hoffnungen suchte, lachte ihn aus. Wohl war er in der letzten Zeit, als er sich mit seinem Vetter versöhnt und dessen unter den Schlakken der Revolution rein gebliebenes Gold adeliger Gesinnung gewürdigt hatte, mit einigen Officieren bekannt geworden, und fragte diese auch jetzt um Rath, was für Rochefort zu thun sei, sie zuckten aber die Achseln und riethen ihm, sich ganz passiv zu verhalten, er könne die Sache nur verschlimmern. Freilich hatte er ihnen nicht vertraut, was er als die Ursache der Verhaftung seines Vetters ansah. Zuweilen drängte sich ihm auch der Gedanke auf, daß er sich darin vielleicht irre und ein anderer, viel schwererer Grund zur Anklage vorliege. Er schlich endlich, nachdem zwei Tage vergeblichen Sinnens und Strebens vergangen waren, ganz betrübt wiederum in der Abenddämmerung nach dem Hause am Anger, um derjenigen, welche an dem Unglück, wenn auch willenlos, die Schuld trug, die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen mitzutheilen.

Als er über den Anger ging, fiel ihm auf, daß in dem ganzen Stockwerk, das der General von Wallhausen bewohnte, kein einziges Fenster er-

leuchtet war. Wie kam das? Ausgebeten oder gar verreist konnte doch die Familie nicht sein, der General war ja krank. Näher gekommen dem Hause, bemerkte Odry, daß ein Fenster offen stand — war das nicht im Schlafzimmer des Generals? Sollte etwa ein Unglücksfall eingetreten sein? Warum aber dann alle übrigen Fenster dunkel? Es war doch nicht möglich, daß Alles schon vorüber war, ohne daß man ihm, dem alten Freunde, eine Anzeige gemacht, und daß Frau von Breitung mit dem Fräulein von Goldenau Erfurt gleich verlassen habe?

Während der beunruhigte Marquis jetzt rascher ging, um sich Gewißheit zu verschaffen, kam ihm ein Mann aus dem Hause entgegen und war im Begriff, an ihm vorüber zu gehen, als er stutzte und ihn bei seinem Namen grüßte. Odry kannte ihn nicht, vermochte auch in der Dämmerung sein Gesicht nicht deutlich zu erkennen und erwiderte den Gruß daher nur, ohne sich aufhalten zu wollen. „Der Herr Marquis machen einen vergeblichen Gang, wenn Sie Seine Excellenz von Wallhausen besuchen möchten," sagte aber der Mann, und Odry fragte ihn jetzt, was im Hause vorgefallen sei.

„Keine Seele mehr da, Alle fort!" war die Antwort.

„Aber der General —?" fragte Odry.

„Excellenz waren krank, es hieß wenigstens, daß Dieselben bereits auf dem letzten Loche pfiffen —

muß doch aber nicht so schlimm gewesen sein, denn siehe da! das ganze Nest ist ausgeflogen, Alt und Jung."

„Lieber Mann, Sie sollten etwas manierlicher von Personen solchen Ranges sprechen!" sagte der Marquis vornehm verweisend.

„Freilich, ein Lumpenhund wie ich! Aber wenn Sie wüßten, was ich durch Excellenz so eben verloren habe, würden Sie mir's nicht verdenken."

„Verloren können Sie nichts haben, mein Guter, denn wenn bei der Abreise noch eine Forderung von Ihnen unberichtigt geblieben ist, so wissen Sie Excellenz ja zu finden. Sie sind doch auf jeden Fall nach ihrem Gute abgereist."

Der Mann brummte Etwas, das Odry nicht verstand, dann ging er seiner Wege, und der Marquis begab sich doch noch in das Haus, um Erkundigung über die so plötzliche Abreise der Familie einzuziehen. Da hörte er denn, daß vorgestern zwei Aerzte zum General gerufen worden, so daß es ausgesehen, als ob es an's Sterben gehe, daß es aber wohl nichts Anderes als eine Berathung wegen der Möglichkeit der Abreise gewesen, die denn heute auch wirklich erfolgt sei. Excellenz habe sehr blaß ausgesehen und sei die Treppe hinunter geführt, auch in den Wagen gehoben worden, aber den Kopf habe er immer noch stramm gehalten und seinen Friedrich geschimpft,

wie nur in den gesündesten Tagen. Die ganze Dienerschaft war mitgenommen und im Hause angezeigt worden, daß die Herrschaft in diesem Jahre nicht wieder nach Erfurt zurückkehren, sondern den ganzen Winter auf ihrem Gute bleiben werde. „Ich kann mir's denken!" sprach der Marquis vor sich hin, als er über den Anger ging. „Ich wollte, ich könnte auch fort, wo möglich ganz aus der Welt!"

Mitten auf dem breiten Platze wurde er wieder von demselben Manne angesprochen, der, vorher aus dem Hause des Generals kommend, ihm dessen Abreise zuerst verkündigt hatte; er schien auf ihn gewartet zu haben. „Nicht wahr, keine Seele mehr da?" fragte er. „Sind Excellenz nach Dero Gute auf dem Walde gereist? Und der Herr Marquis, der doch ein Freund von Excellenz ist, haben nicht einmal was davon erfahren! Es muß doch über Hals und Kopf gegangen sein und seine ganz besonderen Ursachen haben, gerade jetzt mitten in den Festivitäten."

„Davon hat der General nichts genießen können, denn er war krank," versetzte der Marquis, der keine Lust hatte, sich in ein weiteres Gespräch einzulassen. „Es geht übrigens Niemand etwas an. Was Sie zu fordern haben, können Sie ja anmelden."

Er setzte seinen Weg fort, der Zurückbleibende sah ihm nach. „Stolz wie ein Storch!" murmelte er. „O nein, Herr Marquis, auch Ihnen kann man ein

Bein stellen, daß Sie eine Lerche schießen bis zur Predigerkirche." Verdrießlich ging er weiter. „Aus dem Garne kommen sie uns freilich nicht, es wird nur Weitläufigkeiten machen, das Garn zuzuziehen. Die superklugen Herren hätten damit nicht so lange warten sollen, sie glaubten aber, noch mehr Vögel mit einem Zuge zu fangen. Den fettsten lassen sie auch viel zu lange flattern — schwapp! und gleich den Kopf eingedrückt! So macht's ein richtiger Jäger auf dem Vogelheerde. Ihr seid mir schöne Vogelsteller, daß ihr ihn so lange mit eurem hübschen Lockvogel tändeln laßt."

Schon war es ziemlich finster, als er in einer Seitenstraße leise an einen Fensterladen klopfte. Es währte nicht lange, so wurde ihm die Hausthüre geöffnet, und er trat vom Flur in ein kleines Zimmer, wo ihn eine junge Frau, in einem Lehnstuhl sitzend, empfing. Zwei Kerzen, die auf einem Tischchen vor ihr standen, beleuchteten ihr feines, rosig gefärbtes Gesicht und ihre blonden Locken.

„Was bringt Ihr so spät?" fragte sie, das Buch, in welchem sie gelesen hatte, aus der Hand legend.

„Die Leutchen sind kurz vor Thoresschluß auf und davon," berichtete er.

„Wen meint Ihr?" fragte sie mit zerstreuter Miene.

„Na, Euer Gnaden wissen ja — die kleine Kaisermörderin mit ihrem Anhange."

„Was redet Ihr für Unsinn!“ rief die Dame, welche auf einmal ihre Gedanken, welche mit anderen Gegenständen beschäftigt waren, gesammelt hatte. „Von einer Kaisermörderin können wir doch nicht sprechen, wenn sie auch feindlich gesinnt und gefährlich genug ist, die kleine Person! Was sagt Ihr aber? Sie sind fort?“

„Ja und ich habe nicht den kleinsten Wink bekommen, auf den ich doch sonst immer zu rechnen habe. Viel verloren wäre freilich nicht dran, denn das Frölchen kann doch nicht viel anstiften, der Alte ist ganz indifferent und die Dicke gut französisch vom Wirbel bis zur Zehe. Aber es sollte doch nun einmal ein Exempel statuirt werden, da sie gerade hier in Erfurt auf französischem Gebiete waren. Nun sitzen sie wieder oben, und das Grenzwasser läuft ihnen zwischen den Beinen durch, wo der Weimaraner sich ihrer annimmt. Er hat jetzt obenein den Kaiser fêtirt.“

„Ihr seid ein bodenlos gemeiner Mensch mit Euren Reden!“ sagte die Dame. „Verschont mich damit. Ihr hättet besser Acht geben sollen, dann wäre diese plötzliche Abreise verhindert worden. Mir ist neulich überhaupt gesagt worden, daß man Euch nicht recht traut.“

„Ach Du lieber Gott! Weshalb denn! Wenn doch Alle so ehrlich wären!“

„Ihr sollt auf zwei Achseln tragen."

„Meine Bücher, ja! Sonst aber soll mir Einer eine Falschheit nachweisen! Was kann ich dafür, daß Einer von ihren eigenen Leuten dem Vogel räth, fortzufliegen? Kann ich armer Kerl ihn halten? Wenn's nur an mir läge, so wäre schon Gras über ihm gewachsen, darauf kann sich Jeder verlassen!" Er sagte das mit einem so bitterfeindseligen Ausdrucke, daß die Dame davon betroffen wurde. — „Habe ich nicht herausgekriegt, wo der Vogel auf seinem Fluge wieder eingefallen ist, so daß er wieder mit Netzen umstellt werden konnte?" fuhr der Mann fort. „Ich dächte, das müßten Sie selber am besten wissen. Wer hat denn hernacher den vornehmen Herrn Officier entdeckt, von dem die Schreibebriefschen waren, erst an die Kleine, dann an den Alten! Alles, was in der ganzen Geschichte ausspionirt worden ist, das habe ich gemacht, ich habe mein ganzes Geschäft um die lumpigen Paar Francs vernachlässigt, und nun sitzen Sie da und wollen mir gar Zweiächselerei Schuld geben. Kann ich dafür, wenn so lange getrödelt wird, bis sie Wind bekommen und auskneifen? Machen Sie nur ein Ende mit Katz' und Maus, wenn das Spiel auch noch so hübsch ist!"

„Was untersteht Ihr Euch?" fuhr die Dame hocherglühend auf.

„Ja, man wird desperat, wenn Einem so was

gesagt wird, was an Kopf und Kragen geht. Ich will dem guten Herrn, der selber mich schon einmal ganz verfänglich gefragt hat, was ein Doppelspion ist, jetzt eine Antwort geben, die Euer Gnaden vielleicht nicht gefällt."

„Eure Gemeinheiten sind mir lästig! Meldet am rechten Orte, was Ihr heut zu melden habt, und laßt Euch bei mir künftig nicht eher sehen, bis Ihr gerufen werdet! Verstanden?"

„Sehr wohl!" sagte der Mann mit einem frechen Lächeln. „Ich werde melden, was ich zu melden habe." Er verließ das Zimmer und Haus, und die junge schöne Frau blieb in der größten Aufregung zurück. „Ja, es muß ein Ende nehmen, muß zur Entscheidung kommen!" rief sie. Aber das runzelvolle, lächelnde Gesicht ihres Gemahls, das eben in der Thüre erschien, zwang sie, ihre leidenschaftliche Stimmung zu beherrschen. „Ist es erlaubt?" fragte er.

„Kommst Du allein zurück?" entgegnete sie unfreundlich.

„Dein Pseudobruder wird auch gleich kommen, er traf unterwegs einen Bekannten, mit dem er noch ein Privatgespräch hat — sie schienen sehr intim zu sein, denn sie embrassirten sich."

„Wurde kein Name genannt?"

„Keiner! Sie nannten sich aber Du. — Liebe Amélie, Du weißt, Deine Wünsche sind mir stets

Befehle, aber daß Du mir aufgegeben hast, diesen verdächtigen Menschen öffentlich als meinen Schwager auszuführen und mich im unglücklichen Falle auch zu compromittiren —"

„Begreifst Du denn nicht, daß nur Er getäuscht wird?" entgegnete sie. „Wer er ist, wissen Diejenigen, bei denen Du Dich compromittiren könntest, also für Dich ist gar keine Gefahr. Wenn der Zweck erreicht und das Geheimniß der Verschwörung, das er noch bewahrt, von ihm, weil er sich ganz sicher, ja unter Bundesgenossen fühlt, herausgelockt sein wird, dann werfen wir die Maske ab, und die höchste Gnade des Kaisers und unseres Königs ist Dein Lohn."

„Es zieht sich etwas lange hin!" bemerkte Herr von Heidefeld.

„Dir kann das nicht unerträglicher sein als mir!" erwiderte sie mit einem dunkelglühenden Blicke.

„Und im Grunde doch sehr perfide!" sagte er. „Mir thut der Arme leid, ich habe ihn förmlich lieb gewonnen. Hältst Du ihn wirklich für so gefährlich? Mit diesen geheimen Bundescomödieen stürzt man die Welt nicht um. Mein Herzchen, wir sollten ihn laufen lassen, daß er sich nach England rettet."

In den blauen leuchtenden Augen der jungen Frau ging ein höheres Feuer auf. „Ich werde mir das überlegen, Alter!" sagte sie mit einer bebenden Stimme. „An eine solche Flucht habe ich auch schon

gedacht. Ich bitte Dich aber, nicht vor der Zeit mit ihm zu reden: Dein Ehrenwort darauf."

Heidefeld gab es, während draußen schon Riedleben's Tritt zu hören war und der Kommende an die Thür klopfte. „Nun, haben Sie einen sehr guten Freund getroffen?" rief er ihm entgegen. „Einen unerwarteten!" erwiderte Riedleben, indem er Frau von Heidefeld grüßte. „Haben Sie ihn denn nicht erkannt?"

„Es war zu dunkel — die Stimme freilich kam mir bekannt vor! Wer war's denn?"

„Nun, wenn Sie ihn nicht erkannt haben, so will ich es ihm überlassen, sich Ihnen bei nächster Begegnung zu offenbaren."

„Immer Geheimnisse! Vielleicht beichten Sie meiner Frau. Ich bin todmüde, Amélie, nehmen Sie nicht übel, Capitainchen, daß ich zu Bett gehe, wenn Sie in meine Jahre kommen werden, sollen Sie schon auch die Segel einziehen."

„Wen haben Sie getroffen?" fragte Frau von Heidefeld, sobald sie mit Riedleben allein war.

„Verzeihung! Ich habe ihm versprechen müssen, da Ihr Gemahl ihn nicht erkannt hat, unsere Begegnung zu verschweigen."

„Auch mir? Verdiene ich dies Mißtrauen?" erwiderte sie mit einem sanften Blicke des Vorwurfs.

„Wenn doch Alle, denen Sie Ihr Vertrauen geschenkt, es so treu mit Ihnen meinten wie ich.“

Sein Auge verdüsterte sich. „Mahnen Sie mich nicht fort und fort daran!“ sagte er. „Ich muß das verschmerzen. An Ihrem Antheil zweifelte ich nicht, Sie haben mir schon zu viele Beweise davon gegeben, und er thut meinem Herzen so wohl.“ Sie gab ihm die Hand und ließ sie eine Weile in der seinigen ruhen, während er sich an ihre Seite setzte.

„Sie weinen?“ fragte er plötzlich, als er sah, daß Thränen in ihren Wimpern perlten.

Seine Frage beraubte sie ganz der Fassung, sie wandte sie ab, und eine schwache Bewegung ihrer Hand schien eine zweite Frage abzuwehren. Schweigend, aber von tiefem Mitgefühl ergriffen, saß er neben ihr, er glaubte zu ahnen, was so überwältigend ihr Herz erschütterte.

Da kehrte sie ihm ihr bethräntes Antlitz wieder zu, ihr Auge richtete einen innigen Blick auf ihn, sie hob die Hände zu ihm auf und sagte: „Werden Sie mich verachten, wenn ich Alles gestehe, Alles, was ich an Ihnen verschuldet habe?“

„Verschuldet an mir?“ fragte er überrascht. „Sie haben mir ja nur aufopfernde Güte und Freundlichkeit bewiesen — was könnten Sie mir zu Leide gethan haben! Fassen Sie sich, meine theuere Freundin — es ist ein anderes Gefühl, das Sie betrübt. O könnte

ich Sie zufrieden und glücklich wissen! Hoffen Sie auf eine bessere Zukunft ..."

„O nein, nein! Von meinem eigenen Elend spreche ich nicht — die Zukunft kann viel ändern, aber mir nie Glück bringen ...? Hören Sie mich an, Julius! Die Minuten sind kostbar. Und wenn Sie Alles wissen, dann werden Sie mich mit Verachtung von sich stoßen — gleichviel! nur retten Sie sich, so lange es noch möglich ist."

„Amélie, ein Wahn verwirrt Ihre Seele — wie können Sie von mir glauben, daß je ein solches Gefühl gegen Sie in meiner Brust Raum finden würde? Beklagen kann ich Sie — aber lieblos über Sie urtheilen? Niemals!"

„Doch, doch müssen Sie mich verachten, mich, die Sie verrathen hat, fast vom ersten Tage an, wo wir uns in Weimar trafen. Ja, verrathen habe ich Sie Ihren Feinden, ich bin Ihnen gefolgt, als man Ihre Freistatt erfahren hatte, ich habe das falscheste Spiel mit Ihnen getrieben, habe Alles, was Sie mir im Vertrauen auf meine gleiche Gesinnung nach und nach offenbarten, Ihren Feinden verrathen — um Sie zu verderben!"

„Das ist nicht möglich! Das kann nicht sein! Sie wollen mich auf die Probe stellen, wodurch sollte ich einen solchen Haß von Ihnen verdient haben? Nein, Amélie, besinnen Sie sich, es ist ein Fieberwahn,

der Sie in diesem Moment bethört — in Ihren Augen hat kein Falsch gegen mich gelegen, nur innige Güte!“

„O wenn Sie ahnten ...“ fuhr sie immer leidenschaftlicher fort, „wenn Sie wüßten, was mich willenlos in diesen Abgrund hineingerissen hat, welche wahnsinnigen Hoffnungen und Träume es waren — durch mein Thun zu lichten Höhen der Seligkeit ...“ erschreckend vor sich selbst, hielt sie inne und verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen, ihr war, als kreise Alles um sie her, als verwirre der Wahnsinn ihr Gehirn, daß sie Worte spreche, die sie mit brennender Scham ewig bereuen müßte. Gewaltsam riß sie sich aus diesem Sprudel empor: „Fragen Sie nicht! Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit meiner Worte! Haß war es nicht, der mich trieb ... Verloren sind Sie darum nicht minder, wenn Sie nicht diesen letzten Augenblick der Freiheit noch benutzen! Noch kann ich gut machen, was ich an Ihnen verbrochen habe — ich kann Sie noch warnen und retten! Rauben Sie mir diese Entsühnung nicht! Verlassen Sie dies Haus und Erfurt, ohne sich einen Moment zu besinnen. Hier ist der Paß, der schon ... Gehen Sie nach England, — Sie finden Schiffe vor der Wesermündung — ich habe das Alles schon bedacht ....“ Wiederum stockten ihre Lippen: sie hatte gehofft, mit ihm fliehen zu können! „Eilen Sie! Ihre Schergen sind schon nahe!“

„Ich sehe noch keinen Grund, Deutschland zu verlassen,“ antwortete er, obgleich ihre Worte jetzt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. — „An das, was Sie mir gesagt haben, mag ich nicht glauben. Wenn Sie aber meine Entfernung wünschen, so gehorche ich Ihnen. Die Zeit wird das Räthsel zwischen uns aufklären: ich nehme nur das Gefühl des Dankes gegen Sie mit mir. Auf ein glückliches Wiedersehen!“

Er nahm ihre Hand, sie zitterte, ihrer selbst nicht mehr mächtig, schwankte sie und sank halb ohnmächtig an seine Brust. Doch nur einen Moment verlor sie in der Brandung ihrer Leidenschaft das Bewußtsein der Lage, sie gewann wieder so viel Selbstbeherrschung, seinen Abschiedsgruß zu erwidern; als er auf der Schwelle ihr aber noch einmal ein Lebewohl sagte, da rief sie: „In England sehen wir uns wieder! Ich folge Ihnen, sobald ich kann!“

Riedleben's Entschluß war nicht durch die eben gehörten Eröffnungen, die er noch nicht begreifen konnte, plötzlich hervorgerufen, sondern schon vorher in der unerwarteten Begegnung des heutigen Abends angeregt worden. Er hatte den Namen des Freundes, den sein Begleiter in der Dunkelheit nicht erkannt hatte, verschwiegen: es war der Oberst Dörnberg. Vom König Jerôme nachträglich nach Erfurt berufen, um dem Kaiser vorgestellt und empfohlen zu werden, hatte ihn der Zufall mit Riedleben zusammenge-

führt, mit dem Freunde, der allen Verdacht, welcher Dörnberg für seine geheimen Bestrebungen hätte treffen können, auf sich genommen hatte, um den Mann, auf den alle Hoffnungen gesetzt waren, für das große Werk zu erhalten. Beide hatten sich heut Alles mitgetheilt, was seitdem für die Sache des deutschen Vaterlandes geschehen war. Der Name des Freiherrn von Stein, der als Minister die Wiedergeburt Preußens im inneren Staatsleben leitete, war viel zwischen ihnen genannt worden.

Riedleben hatte, so viel in seinen Kräften stand, die Zeit nicht unbenutzt gelassen, und seine Braut that ihm Unrecht, wenn sie ihn eines unthätigen duldenden Abwartens zieh; das stille, aber unablässige Wirken der Männer, zu denen er auch gehörte, war durchaus nicht geringschätzig zu betrachten, konnten sie auch nicht urplötzlich Armeen aus der Erde stampfen zur Befreiung des Vaterlandes, so bereiteten sie doch im Volke dessen künftige Erhebung vor. Nach der Besprechung mit Dörnberg hatte Riedleben gemeint, daß er hier, wo er volle Gelegenheit gehabt, sich bei dem Zusammenströmen aller deutschen Souveräne über viele wichtige Verhältnisse zu unterrichten, nichts weiter zu thun habe. Das seltsame Verhältniß, in welchem er selbst stand, zu lösen, erschien ihm täglich mehr als eine Pflicht: es hatte für ihn zwar nur — so glaubte er wenigstens — den eigenthümlichen Reiz,

den jedes Geheimniß hat, der Umgang mit der geistvollen Frau, die ihm wirklich eine schützende Fee geworden war, hatte ihn mehr und mehr angezogen und in letzter Zeit Trost gewährt. Denn verschiedene Mittheilungen, die ihm von Frau von Breitung durch den Zwischenträger gemacht worden waren, ließen ihn nicht mehr zweifeln, daß Lodoiska's Herz für ihn erkaltet sei, daß sie ihn aufgegeben, weil sie ihn verkannt hatte! Auf keinen seiner Briefe — und er hatte mehrere an sie geschrieben! — war eine Antwort erfolgt, nicht einmal eine Erklärung, warum diese versagt werde. An die Möglichkeit einer Unterschlagung seiner Briefe hatte er nicht entfernt gedacht und den kürzesten Weg der Verständigung nicht gesucht, weil er Frau von Breitung sein Wort gegeben hatte, sie nicht durch sein wiederholtes Erscheinen im Hause bei der Wachsamkeit französischer Polizei mit in Gefahr zu bringen. Heut aber, als er den Entschluß gefaßt hatte, Erfurt schleunigst zu verlassen, fühlte er doch die unwiderstehliche Sehnsucht, Lodoiska noch einmal zu sehen und aus ihrem eigenen Munde sein Schicksal zu vernehmen, wenn die Andeutungen, welche ihm die Tante gemacht, wirklich begründet sein sollten. Er sah nach der Uhr, ob es noch möglich sei, den Besuch zu wagen: von der Abreise der Familie hatte er keine Ahnung. Es war schon ziemlich spät, was sollte er thun? Sein Plan für seine eigene Abreise

war schon gefaßt, er wollte, so lange die Stadtthore noch offen waren, was während des Congresses aus Rücksichten viel länger der Fall war als sonst, als Fußwanderer mit Ränzel und Wanderstab hinausziehen und sich erst in einiger Entfernung, wo sich ihm eine sichere Gelegenheit bot, einen Wagen nehmen. Wenn er noch nach dem Hause des Generals von Wallhausen ging und dort angenommen wurde, wie seine heiße Hoffnung war, so konnte er leicht die Stunde des Thorschlusses, die er ohnehin nicht genau kannte, versäumen und mußte dann wieder in sein eigenes Quartier zurückkehren, um noch eine Nacht hier zuzubringen, wo ihn Amélie doch beschworen hatte, nicht einen Moment zu versäumen. Aber war es Trotz oder die Scham, aus Furcht vor der Gefahr seiner eigenen Person nur schnell die Flucht zu ergreifen, oder das räthselhafte Gefühl, daß er gegen Lodoiska doch von Gedanken der Untreue nicht ganz frei geblieben, er schlug, als er, zur Wanderung gerüstet, leise sein Haus verlassen hatte, in der dunklen Straße nicht den Weg nach dem Johannisthore, das ihm das nächste war, ein, sondern wandte sich in entgegengesetzte Richtung. Da trat ihm, als er kaum einige Schritte gethan hatte, ein Mann in den Weg, der in der Nähe in irgend einem versteckten Winkel gesessen haben mochte.

„Ei sehen Sie 'mal, lieber Herr! Zu nachtschla-

fender Zeit noch eine Promenade machen? Ein kleines Plaisir auf dem Steiger? Napoleonshöhe, wie?" Das nachtgewohnte Auge des Aufpassers hatte beim Sternenlichte den Wanderer erkannt, auch dieser erkannte jetzt seinen Mann an der Stimme und war beruhigt.

„Sind Sie es, Hille? Ja, ich wandere aus. Wann werden die Thore geschlossen?"

„Auswandern, wieder ausfliegen in die weite Welt?" rief Hille. „Wohl für die Erst wieder ein Bischen auf den Wald, wo die Herzallerliebste heut auch hin ist?" Wenn der Büchermann in Unruhe war, ging die Zunge zuweilen mit ihm durch, so daß er mehr sagte, als er eigentlich wollte. Er konnte jetzt nicht mehr zurück, sondern mußte auf Riedleben's Frage richtigen Bescheid geben. Zugleich rieth er ihm aber, sich nicht lange aufzuhalten, wenn er noch vor der Thorsperre kommen wolle.

„Ein Stückel können wir zusammen gehen, gnädiger Herr, sagte er. „Ich will auch 'nausmachen, und war just auf dem Wege." Beide gingen dann neben einander durch die Straßen, in denen sie nur hier und da halb erkennbar einem Menschen begegneten.

„Am Thor machen sie manchmal Weitläufigkeiten," äußerte Hille. „Ich werde mir gleich den Officier oder wer da commandirt, heraus rufen lassen und

mit ihm reden. Sie wissen ja, daß ich's mit den Herren Franzosen nicht verdorben habe und dessentwegen der lieben gnädigen Herrschaft manchen Dienst leisten kann. Ich habe schon so 'ne Art Passe-partout, da lassen sie uns gleich 'naus. Es war sehr gut, daß ich Sie getroffen habe. Auf den Wald nach Rudenthal wollen Sie also nicht, sonst hätten wir durch's Löberthor gehen müssen — oder auf einem kleinen Umwege vielleicht?"

„Ich habe die Absicht jetzt gar nicht," erwiderte Riedleben kurz.

Hille schwieg. Nach einer Weile fing er von Neuem an: „Curios, daß mir immer wieder einfällt, wie Sie mich für einen Soldaten Ihrer Compagnie gehalten haben. Ich muß ihm doch sehr ähnlich sehen. Wie hieß der arme Kerl? Kunzner, so! Was meinen Sie wohl, was der Kunzner thäte, wenn er jetzt an meiner Stelle mit Ihnen nach der Thorwache ginge?"

„Ach, lassen Sie doch jetzt diese alten Geschichten. Sie kommen immer wieder damit! Es kann Sie ja doch nicht beleidigen, daß ich Sie für den Menschen gehalten, Sie können ja nicht dafür, daß Sie ihm ähnlich sehen."

„Freilich nicht. Aber wenn Einer so viel ganz für sich allein geht, wie ich, so kommen Einem närr'sche

Gedanken. Wenn ich der Kunzner nun wäre? Sie haben sein Blut vergießen wollen —"

„Was fällt Ihnen ein?" entgegnete Riedleben unwillig.

„Sein Blut wäre immer geflossen, ob durch Spießruthen oder eine Kugel, ist ganz eingal — das eine wäre besser wie das andere, denn es machte rascher ein Ende. In des Kunzner's Stelle würde Einer also denken: Blut für Blut! Ich meine immer, wenn Ihnen 'mal etwas recht Schlimmes passirt, so wird es vom Kunzner kommen!" Ein dumpfer murrender Laut folgte diesen Worten, und Riedleben blieb betroffen stehen.

„Mensch!" rief er. „Was soll das heißen?"

Sie waren eben bei der Wache angekommen, und der Posten vor dem Gewehr rief sie mit gefälltem Bajonnett an. Hille gab Antwort und verlangte den wachthabenden Officier zu sprechen. „Etwas Wichtiges! Sehr Wichtiges!" sagte er. In der Thüre des Wachtgebäudes stand ein Soldat, der den Wachthabenden sofort herausrief.

„Ich bringe Ihnen —" rief Hille mit lauter, wildaufjauchzender Stimme, aber sie versagte ihm sogleich, denn seine Faust, die er nach dem Begleiter ausstreckte, griff in's Leere. Riedleben war nicht mehr bei ihm, er war im Dunkeln verschwunden.

„Setzt nach! Schießt!" schrie Hille außer sich.

Der Officier ergriff ihn aber beim Kragen: „Betrunkener Coujon!“ rief er. „In's Loch mit Dir!“ Soldaten packten ihn, seine Betheuerungen waren vergebens, in der Wuth und Angst verließ ihn sein mangelhaftes Französisch, er konnte sich nicht verständlich machen und wurde in die finstere Arreststube gesperrt, wo er betäubt zu Boden sank.

Vierzehntes Capitel.

Der Spruch des Kaisers.

Der Ausflug nach Weimar und der Besuch des Schlachtfeldes von Jena waren die Höhenpunkte des Congresses zu Erfurt gewesen. Schon am folgenden Tage reisten einige der Fürsten ab, und die anderen folgten ihnen nach und nach. Napoleon streute noch mit vollen Händen Gnadenbezeugungen aus, auch deutsche Dichter wurden geehrt, Goethe und Wieland erhielten das Kreuz der Ehrenlegion. Der Domdechant, welcher zweimal die Messe vor dem Kaiser gelesen, bekam einen kostbaren Brillantring mit dem N. unter der Krone, der vielleicht noch als Erbstück in seiner Verwandtschaft erhalten ist, die beiden Priester, welche ihm dabei assistirt hatten, wurden mit 100 Napoleonsd'or erfreut. Dem russischen Großmarschall des Palastes, Grafen Tolstoi, verblieben alle Gobelintapeten und das Porcellan von Sèvres,

das von Paris hergeschafft worden, um die Wohnung des Kaisers Alexander würdig einzurichten. Was die beiden Kaiser außerdem an Geschenken ausgetheilt, besonders an die vornehmsten Personen ihres Gefolges, übertraf die kühnsten Hoffnungen.

Mit dem Ergebniß der Verhandlungen, welches der Welt Anfangs noch verborgen blieb, konnte Napoleon wohl zufrieden sein, und er war es auch. In bester Laune kam er, am Tage vor der bestimmten Abreise, nach aufgehobener Tafel, in sein Cabinet zurück, wo er sich von seinem Kammerdiener der Gala entkleiden und seine gewohnte einfache Chasseuruniform anlegen ließ, in welcher er sich immer am wohlsten befand. „Der Herzog von Rovigo soll kommen!"

Es war Savary, Adjutant des Kaisers, welcher bei der Vertheilung der grand-fiefs de l'empire in Italien den Herzogstitel von Rovigo erhalten hatte. Er trat auf den Befehl des Kaisers ein. „Nun will ich Gericht halten!" sagte Napoleon mit heiterer Stirn. „Ist der Verbrecher zur Hand, wie ich befohlen habe? Lassen Sie ihn vorführen."

Eine kurze Weile verging, dann öffnete sich die Thür des Cabinets von Neuem, und herein trat ein großer schöner Mann in der Uniform des hier garnisonirenden Kürassierregiments, doch ohne Reiterdegen. Er verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll, dann richtete er sich in militärischer Haltung auf, aber er senkte die

Augen vor dem durchdringenden Blicke, mit welchem ihn der Kaiser maß.

„Sie heißen Rochefort?" fragte Napoleon kurz und scharf.

„Armand Rochefort, Sire."

„Ich kenne Sie. Warum tragen Sie das Kreuz der Ehrenlegion nicht, das Sie bei Austerlitz bekommen haben?"

„Sire, ich bin Arrestant und Angeklagter."

„Recht! Solche gehören nicht zur Ehrenlegion! Wissen Sie, daß ich Sie werde erschießen lassen?"

„Wenn meines Kaisers Majestät mich schuldig findet, so werde ich den Tod hier eben so wenig fürchten als auf dem Schlachtfelde."

„Wie, Sie halten sich wohl gar für unschuldig?" rief der Kaiser.

„Ich habe gefehlt, Sire, und Strafe verdient, aber kein Verbrechen begangen."

„Sie sind überführt und haben gestanden einen Verräther der verdienten Strafe entzogen zu haben — ist das kein Verbrechen?"

„Ich habe nicht gewußt, daß er ein Verräther war — man gab mir einen anderen Grund an, aus welchem er verfolgt werde."

„Und dieser Grund, wenn's beliebt? Sie haben davon nichts ausgesagt."

„Weil ich es für unrecht hielt, Sire. Zu meiner

Entschuldigung wollte ich nur anführen, was ich auf mein Gewissen als Wahrheit nehmen konnte."

„Ich befehle Ihnen aber jetzt zu sprechen! Welchen Grund der Verfolgung jenes Verräthers gab man Ihnen an?"

„Wenn Eure Majestät befehlen: die Eifersucht einer hohen Person."

„Bah!" sagte Napoleon verächtlich. — „Ihre eigenen Motive aber zu den beiden Briefen, als deren Verfasser Sie sich bekannt haben? Sie sagen, daß Ihnen der Betreffende ganz unbekannt oder nur dem Namen nach bekannt gewesen, und dennoch haben Sie sich für ihn interessirt! Jede Auskunft darüber verweigern Sie. Ich will auch das wissen."

„Sire, es handelt sich hier um meine Ehre, welche ich durch eine Aussage verletzen würde. Ich habe mein Vergehen eingestanden. Verurtheilen Sie mich."

„Glauben Sie, daß ich Ihre romanhaften Motive nicht kenne?" erwiderte der Kaiser. „Wohlan, ich verurtheile Sie. Entfernen Sie sich."

Rochefort verneigte sich stumm und gehorchte. Im Vorzimmer wartete der Officier mit zwei Mann auf ihn, der ihn aus seiner Haft hierher geführt hatte und ihn wieder in Empfang nahm. Der Kaiser aber setzte sich mit heiterem Angesicht an seinen Schreibtisch, warf einige Zeilen mit seiner flüchtigen, oft kaum leserlichen Handschrift auf das Papier und übergab sie

seinem Cabinetssekretair Menneval zur ungesäumten Ausfertigung. Bald darauf verließ ein Ordonnanzofficier das zum kaiserlichen Palais umgewandelte Regierungsgebäude und überbrachte das Schreiben dem Gouverneur, welcher davon nicht wenig überrascht war, dem darin ausgesprochenen Befehl aber augenblicklich nachkam. Der Major von Rochefort wurde danach in Freiheit gesetzt, mit der Ordre, binnen zwei Stunden Erfurt zu verlassen und sich nach Spanien zu begeben, wo er im Hauptquartier des Königs Joseph seine weitere Bestimmung zu erwarten habe.

Rochefort traute seinen Augen kaum. Wohl hatte er des Kaisers heitere Stirn bemerkt, die mit dem rauhen, unfreundlichen Tone, welchen er gegen ihn angenommen, im Widerspruche stand, aber es hatte ihn nur gekränkt, daß ihn sein Feldherr so gleichgültig, fast vergnügt verurtheilen konnte, da er sich doch unter seinen Augen bei Austerlitz in der Escadron der Escorte bei jener wüthenden Attacke, mit welcher Rapp die russische Garde zu Pferd in ihrem Siegeslaufe zurückgeworfen, das Ehrenkreuz verdient hatte! Nun war ihm die Meinung klar geworden. Zwei Stunden Zeit waren ihm noch bis zu seiner Abreise vergönnt — er konnte also seinen alten Verwandten, der eine so treue Anhänglichkeit an ihn gewonnen hatte, von der glücklichen Wendung seines Schicksals

in Kenntniß setzen, ehe er seine dienstmäßigen Meldungen machte.

Odry weinte wie ein Kind, als der Vetter frank und frei ihm mit begeisterten Worten die Gnade, die ihm widerfahren war, verkündigte. „O ich habe Ihm wohl auch Unrecht gethan, wie Dir!" schluchzte der Marquis, der auf bestem Wege war, ein Bonapartist zu werden. Hätte er die Möglichkeit gesehen, so wäre er am liebsten selbst nach dem Palais geeilt, um seinen gerührten Dank zu den Füßen des Kaisers niederzulegen. Er ließ sich nun von Rochefort Alles, was seine Verhaftung und die mit ihm angestellten Verhöre betraf, genau erzählen und sagte ihm, daß er morgen gleich nach Rudenthal hinausfahren wolle, wo sich doch ein Herz, das sich einiger Schuld gegen ihn anklagen könne, über sein Schicksal tief betrübt habe, nun aber des glücklichen Ausgangs freuen werde. Rochefort bat ihn, sich mit einer einfachen Anzeige zu begnügen und die Ruhe jenes Herzens, die ihm ewig heilig bleiben werde, nicht zu stören. Dann schied er.

Seine Begnadigung hatte er nur dem Umstande zu danken, daß der Kaiser ihn persönlich kannte, ihm wegen seiner Auszeichnung bei Austerlitz sehr gewogen war und sich daher über seine Angelegenheit einen genauen Vortrag hatte halten lassen. Dabei waren allerdings auch andere persönliche Verhältnisse zur

Sprache gekommen, von welchen Napoleon noch keine Notiz genommen hatte; sie betrafen den flüchtigen westfälischen Officier und die Intrigue der schönen Dame, welche sich bereit gefunden hatte, die feinsten Netze um ihn zu spinnen, damit er, zutraulich gemacht, ihr einen Einblick in die geheime Verschwörung gestatte, der man auf der Spur war, ohne ihre Theilnehmer bis jetzt fassen zu können. Der Kaiser hatte die schöne Frau, die man ihm genannt hatte, hier im Gefolge der Königin von Westfalen gesehen und das Benehmen seines Bruders gegen sie nicht unbemerkt gelassen, so daß er die freimüthige Andeutung Rochefort's über den ihm angegebenen Grund der Verfolgung jenes Officiers gleich richtig verstanden hatte: Eifersucht gegen einen begünstigten, Seiner Majestät vorgezogenen Liebhaber! Indessen lag die Sache doch anders, wie Napoleon wußte. Dem Flüchtlinge fielen wirklich hochverrätherische Pläne zur Last, die er in aufgefangenen Briefen an seine Braut deutlich ausgesprochen hatte. Er mußte dazu Mitschuldige haben, und zwar nicht wenige, sonst wären jene Pläne eitle Hirngespinnste gewesen; darum hatte man ihn auch noch so lange in vermeintlicher Freiheit gelassen, ohne die Schlinge zuzuziehen und nur den Eifer seiner schönen Hüterin angespornt, ihn endlich rückhaltslos beichten zu lassen. Das Ziel schien ganz nahe zu sein, als die Verrätherei eines elenden Werk-

zeugs, das sich von beiden Seiten hatte erkaufen lassen, ihm mit unerhörter Frechheit zur Flucht verholfen hatte. Trotz seines verzweifelten Läugnens, trotz wahrhaft bewundernswerther Vertheidigung durch Angaben und Kunstgriffe aller Art war der Erbärmliche nach kurzem Verhör ohne viele Umstände im Festungsgraben nach dem Urtheilsspruche eines Kriegsgerichts erschossen worden. Das hatte man dem Kaiser, obgleich es der Meldung kaum werth schien, auch berichtet, und er war damit zufrieden gewesen.

Der Gnadenact gegen Rochefort blieb überhaupt in Bezug auf Staatsverbrechen, zu denen man das Vergehen des ridicul-romanesken Provençalen doch gerechnet hatte, sehr vereinzelt. Napoleon verfolgte alle Regungen des deutschen Volksgeistes mit unerbittlicher Strenge. Wir dürfen nur an den unglücklichen Buchhändler Palm erinnern, der eine Broschüre aus einem anderen Verlage: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" versendet hatte, ohne sie zu kennen, und dafür erschossen wurde. Ein Brief des Freiherrn von Stein an den Fürsten Wittgenstein in Doberan, der durch die Unvorsichtigkeit seines Ueberbringers in französische Hände gefallen war, reizte Napoleon noch mehr, denn er sprach die Hoffnungen aus, welche der preußische Minister für Deutschland an die Erhebung Spaniens und die Rüstungen Oesterreichs knüpfte. Noch vor dem Er-

furter Congreß war dieser Brief im französischen Moniteur abgedruckt worden, und Stein, um nicht Ursache zu neuen Verwickelungen Preußens, das noch des Friedens bedurfte, mit Frankreich zu geben, hatte seine Entlassung gefordert, welche der König nur bis jetzt noch nicht genehmigt hatte.

Die Verabredungen mit dem Kaiser Alexander gaben jetzt Napoleon freie Hand, seine Herrschaft über den Westen und das Herzland Europa's noch fester zu begründen. Rußland hatte seinen Bruder als König von Spanien und alle Veränderungen, die er in Italien beliebt hatte, anerkannt, um seinerseits gegen Schweden und die Pforte um sich greifen zu können. Mit den größten Freundschaftsbezeugungen zwischen beiden Monarchen wurde am Jahrestage der Schlacht von Jena, am 14. October, der Congreß zu Erfurt geschlossen. Alexander verabschiedete sich von Napoleon, der bald darauf diesen letzten Besuch mit seinem ganzen Hofstaat erwiderte und dem Kaiser von Rußland zu Wagen noch das Geleit auf der Straße nach Weimar bis zu der Stelle gab, wo sie sich bei Alexander's Ankunft zuerst getroffen hatten. Eine letzte gefühlvolle Umarmung, dann getrennte Wege auf immer!

Für Deutschland schien der Frieden gesichert. Oesterreich hatte in Folge der wachsenden Macht Frankreichs und der Gewaltschritte Napoleon's ge-

gen das spanische Königshaus, den Papst und die italienischen Fürsten, großartige Rüstungen begonnen, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Der Grundsatz, welchen der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten öffentlich ausgesprochen hatte: „Was die Politik räth, hat rechtliche Geltung!“ stellte jeden Rechtszustand in Frage. Oesterreich hatte daher zur Reorganisation seines Heerwesens, an dessen Spitze der Erzherzog Karl, sein bester Feldherr, getreten war, die umfassendsten Anstalten getroffen, eine dreifache Reserve für die Armee, eine Landwehr aus allen Klassen der Nation gebildet, deren Stärke in den deutschen Erblanden wohl auf 300,000 Mann berechnet werden konnte, und auch die Militärgrenze zweckmäßiger zur Truppenstellung organisirt. Anfragen über den Zweck dieser Rüstungen waren ausweichend beantwortet worden: Oesterreich habe nur die nöthigen Einrichtungen getroffen, um hinter seinen Nachbarn nicht zurückzubleiben. Durch diese Erklärungen nicht beruhigt, hatte der Kaiser der Franzosen dem Cabinet zu Wien eröffnet, wenn es seine Rüstungen nicht rückgängig mache, sei der Krieg unvermeidlich, er hatte die Fürsten des Rheinbundes aufgefordert, ihre Contingente bereit zu halten, und vielleicht den Congreß zu Erfurt auch aus dem Grunde veranstaltet, um Oesterreich durch sein Bündniß mit Rußland zu imponiren. Da war denn wirklich, wie schon erwähnt,

als außerordentlicher Gesandter der General Vincent mit einem versöhnlichen Schreiben des Kaisers Franz in Erfurt erschienen, und Napoleon hatte demselben in einer Audienz am Tage seiner Abreise eine Antwort an seinen Herrn übergeben, in welchem er die friedlichen Versicherungen annahm, freilich in einem Tone, der nur dazu dienen konnte, noch mehr zu verletzen. Was Oesterreich noch sei, hieß es darin, sei es durch seinen Willen und seiner Politik gemäß, nur von ihm habe es abgehangen, Oesterreich zu zerstückeln oder wenigstens noch ohnmächtiger zu machen, als es sei. Das Wiener Cabinet nahm das vor der Hand schweigend hin, es wollte aber bald zeigen, daß Oesterreich nicht so ohnmächtig sei, als der übermüthige Gewalthaber meine, nur waren seine Rüstungen noch nicht vollendet.

Napoleon eilte jetzt nach Paris zurück, um die nöthigsten Regierungsgeschäfte zu ordnen und sich dann an die Spitze seines Heeres zu stellen, das, über 100,000 Mann stark, bereits die Pyrenäen überschritten hatte, durch eine feurige Proclamation im alten Style des Generals Bonaparte zu neuen Thaten begeistert. „Der Leopard befleckt durch seine Anwesenheit die pyrenäische Halbinsel. Er muß die Flucht ergreifen im Entsetzen vor eurem Anblick! Wir wollen unseren siegreichen Adler zu den Säulen des Herkules tragen und das uns zugefügte Unrecht rächen!

Ein langer Friede, ein dauerndes Wohlergehen wird der Lohn eurer Anstrengungen sein!" Die tapferen Krieger, die er seinem Ehrgeiz opferte, sollten diesen Lohn unter seiner Regierung nicht erleben. Weniger emphatisch, aber klar sprach der Kaiser seine nächsten Absichten im gesetzgebenden Körper zu Paris aus, betonte aber dabei, daß seine nächsten Wünsche nur auf den Frieden gerichtet seien und mit denen des Kaisers von Rußland, seines unzertrennlichen Freundes in Frieden und Krieg, vollkommen übereinstimmten. Zehn Tage nur dauerte sein Aufenthalt in St. Cloud, seinem Residenzschlosse, am 29. October reiste er nach Spanien ab, um den Krieg, wie den vorhergehenden, mit wenigen zerschmetternden Schlägen zu beendigen.

Die Fürsten des Rheinbundes waren noch von Erfurt aus, unterm 12. October, angewiesen worden, ihre Truppen wieder auf den Friedensfuß zu setzen. Es gab unter ihnen auch sehr kleine Herren, von denen einige später bei der Neugestaltung Deutschlands 1815, trotz des Legitimitätsprincips, ihre Souveränetät aus verschiedenen Gründen verloren haben: die beiden Fürsten von Salm, die von Ysenburg, Arenberg und die von der Leyen, obgleich Letzterer eine halbe Quadratmeile Land mehr besaß als der besser befürwortete Liechtenstein, nämlich zwei und eine halbe. Er hatte 29 Mann zur Rheinbunds=

armee zu stellen, der Liechtensteiner 40. In der straffen Organisation, welche Napoleon den Truppen gab, die er von seinen Vasallen forderte, fanden aber auch die kleinsten Contingente ihren Platz und gingen in den größeren auf. Die fünf sächsischen Fürsten Ernestinischer Linie, von denen Gotha damals größer als Weimar war, die beiden schwarzburgischen und die vier reußischen Fürsten, also zusammen eilf Thüringer, die sich in 183 Quadratmeilen theilten, mußten Napoleon für seine Zwecke eine Blutsteuer von 4000 Mann stellen; diese haben sich für ihn als brave Soldaten geschlagen und sind oft genug geopfert worden, um seine Franzosen zu schonen.

Jetzt aber war in der goldenen Aue und den schönen Bergen und Thälern des gesegneten Thüringens noch tiefer Friede, die Kriegsgefahr schien glücklich vorüber gegangen, und die Menschen genossen behaglich die Gegenwart, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. In kleinen staatlichen und Gemeindeverhältnissen reicht der Blick nicht weit. Was draußen in der Welt geschah, erfuhr man aus den Zeitungen, deren es damals nicht so viele gab, als jetzt, und die höchstens zweimal in der Woche erschienen. In kleine Orte oder auf das platte Land gelang'en sie oft ziemlich veraltet, sie waren eben noch kein Bedürfniß des Lebens geworden. Ihre Nachrichten aus anderen Ländern las man immer noch zeitig genug:

was kümmerte einen ehrlichen deutschen Kleinstädter oder Landbewohner der Krieg, den Napoleon in Spanien führte? Sie waren nur erstaunt, daß er schon dort sein sollte, da er doch erst vor drei Wochen hier im Lande, in Erfurt gewesen war; er mußte fliegen können! Armes Volk! Du solltest bald ein recht großes Interesse an jenem Kriege nehmen, in welchem deine Söhne ihr Blut für Deutschlands Unterdrücker vergießen mußten!

Auf die Hochfluth der Festlichkeiten mit ihrem Glanz und Luxus war in Erfurt die Ebbe gefolgt, die Stadt hatte sich allmählich von der Masse der Fremden entleert und das gewöhnliche Leben trat wieder ein, wenn sich auch diejenigen der Einwohner, die in den großen Wochen viel Geld verdient hatten, noch eine Weile damit gütlich thaten. Wer die Stadt mitten im Drange und Treiben jener Zeit verlassen hatte und jetzt erst zurückkehrte, mußte glauben, daß sie förmlich ausgestorben sei. So erging es dem Marquis von Odry, als er von seiner Reise nach Rudenthal wieder in Erfurt einfuhr. Unterwegs war ihm das Versprechen, das er seinem kränkelnden alten Freunde gegeben hatte, ein paar Mal wieder leid geworden, jetzt aber, als er die öden Straßen sah und zwischen den steinernen Häusermassen auf dem schlechten Steinpflaster nach seiner kleinen Wohnung gefahren wurde, glaubte er ein ganzes

Jahr und länger entfernt gewesen zu sein, so fremd und unangenehm war ihm Alles geworden, und er dachte mit Befriedigung daran, daß es ja nur von ihm abhänge, wie bald er die Stadt wieder mit dem herrlichen Waldgebirge vertauschen wolle.

Er war bald nach der Abreise seines Vetters Rochefort, wenn auch nicht gleich am folgenden Morgen, da er noch mancherlei Erkundigungen einziehen wollte, nach Rudenthal gereist, und hatte hier durch die Nachricht, die er brachte, ganz wie er erwartet, große Freude erregt. Frau von Breitung war ganz begeistert gewesen, als er nach Rochefort's Mittheilungen dessen Gespräch mit dem Kaiser, die Worte Napoleon's und die unmittelbar darauf folgende überraschende Begnadigung erzählt hatte. „Diese Großmuth! Diese Hoheit, welche erhaben ist über alle die kleinlichen und ohnmächtigen Complotte, die ihm nichts schaden können! Begreifst Du nun, Lolo, daß der Enthusiasmus, den die ganze Welt Ihm weiht, ein gerechter ist? Wir wollen Gott danken, aus unglücklichen Beziehungen erlöst zu sein, die uns nur in's Verderben gestürzt hätten!"

Ob Lodoiska die Beziehungen, auf welche die Tante anspielte, für gelöst hielt, darüber hatte sie sich, wie oft sie auch darüber befragt worden war, nicht ausgesprochen. Aber durch die Nachricht, welche Odry gebracht, war ihr Herz von einem drückenden

Gefühle erleichtert, sie hatte doch nach Allem, was man ihr betheuert hatte, an die Beweggründe Rochefort's zu seinem für ihn eben so gefährlichen als unbegreiflichen Schritte glauben müssen. Gleichviel, ob sie ihn durch ihr Benehmen, wie es wirklich der Fall gewesen, zu keiner Hoffnung berechtigt, oder im Gegentheil, wovon ihr Gewissen sie frei sprach, aufgemuntert hatte, so war doch seine Neigung zu ihr die Ursache gewesen, die ihn zu der Unbesonnenheit, strafbar in seiner Stellung, verleitet und in's Unglück gestürzt hatte. Nun war das vorüber, der Kaiser hatte ihn begnadigt und ihm ein neues Feld der Ehren eröffnet: Lodoiska konnte nicht erwarten, ihn je wieder hier zu sehen, und auch das war ihrem Herzen eine Erleichterung. Daß er unter neuen Eindrücken und neuen Bekanntschaften, im Lande der schönsten Frauen, im Kriege sie leicht vergessen werde, glaubte sie gewiß, und sie wünschte ihm ein reiches Lebensglück.

Dem Großvater war die übereilte Reise, die er eigentlich gegen den Rath der beiden zur Consultation vereinten Aerzte unternommen hatte, nicht gut bekommen, er hütete wieder das Bett und mußte vor Aufregung bewahrt werden. Daher konnte ihm die Anwesenheit des Marquis und die gute Nachricht, welche er seinem Vetter gebracht hatte, erst nach zwei Tagen erzählt werden und auch er freute sich darüber. „Das

ist eine magnanimité, ma chere enfant,“ sagte er, die ich dem steinharten Bonaparte nicht zugetraut hätte, wenn ich daran denke, wie er den Herzog von Enghien, dessen Antheil an der Pichegru'schen Affaire nicht einmal erwiesen war, und vor zwei Jahren den armen Palm, der gar nichts verbrochen hatte, erschießen ließ. Rochefort muß einen guten Fürsprecher gehabt haben.“

„Keinen, als seinen eigenen Waffenruhm!“ erwiderte Lodoiska, und sie erzählte nach Odry's Mittheilungen den Moment in der Schlacht bei Austerlitz, wo Rochefort noch als capitaine en second bei der Escadron gestanden, welche gerade den Dienst der Escorte des Kaisers gehabt und sich, als das russische Regiment Gardes-à-cheval unter den Augen Napoleon's vier französische Carré's gesprengt und die Grenadiere zu Pferde sammt der Mameluken-Escadron geworfen, den Russen in die Flanke gestürzt und dadurch die gefährliche Krise glücklich gewendet hatte. Das Soldatenkind schilderte die Scenen so lebendig, als habe es denselben beigewohnt; ihr Großvater, obgleich bis zum kurmainzischen General aufgestiegen, war selbst nur zu wenig Soldat, um die Wahrheit ihrer Schilderung recht würdigen zu können. Er belächelte sie und sagte:

„Jeanne d'Arc! Dein Dunois ist also einer der Helden dieser denkwürdigen Attacke gewesen und

hat sich dadurch empfohlen. Es ist mir lieb, daß er nicht Deinetwegen erschossen worden ist."

Mit Dory, als dieser zu ihm kommen gedurft, hatte er noch mehr über seinen Vetter gesprochen, was aber nicht einmal Frau von Breitung erfuhr. Er hatte dann den Marquis gebeten, ganz, wenigstens den Herbst und Winter, in Rudenthal zu bleiben, was dieser endlich angenommen hatte, weil er sich in Erfurt jetzt allerdings sehr einsam und verlassen fühlen mußte. Er war nur noch einmal nach der Stadt gefahren, um, wie er sagte, sein Haus zu bestellen. Vor einigen Jahren war ihm der alte treue Diener gestorben, der ihm aus Frankreich bei der Auswanderung gefolgt war und alle Schicksale mit ihm getheilt hatte, seitdem war eine ehrbare verwittwete Erfurterin an seine Stelle getreten, welche den Marquis zwar, wie seine wohlgenährte Figur zeigte, trefflich gepflegt, sein kleines Hauswesen auch in der besten Ordnung gehalten, ihn selbst aber allmählich streng unter ihren Pantoffel gebracht hatte, was er selbst auch gar nicht leugnete. Mit dieser seiner Hausobrigkeit mußte er, nicht bloß für seine mehrmonatliche Abwesenheit, sondern auch für den Fall seines Todes, da er doch schon alt genug dazu war, die nöthigen Verabredungen treffen, auch hatte er seine Papiere und Correspondenzen, die er selbst nach seinem Ableben nicht in fremde Hände fallen lassen wollte, zu ordnen,

Unwichtiges davon zu verbrennen, den Rest mit nach Rudenthal zu nehmen. Es vergingen daher mehrere Tage, ehe er wieder an die Abreise nach dem Gebirge denken konnte. Was ihn vor allen übrigen Gründen bestimmt hatte, der wiederholten Einladung des Generals nachzugeben, war der Gedanke, daß er in Rudenthal ein treuer Hüter und Anwalt für seinen Vetter Armand sein könne. Dieser hatte ihm zwar keine Vollmacht dazu gegeben, im Gegentheil ihn gebeten, nichts zu sagen, was den Herzensfrieden des jungen Mädchens, der ihm stets heilig bleiben werde, in irgend einer Weise stören könne, aber dies Herz war ja, wie ihm die Tante im tiefsten Geheimniß vertraut hatte, durch Armand's Edelmuth gerührt und durchaus nicht gleichgültig gegen ihn, es litt nur noch an der Wunde, die ihm auf eine empörende Weise geschlagen worden war; diese Wunde mußte aber bald heilen, da es nicht die Liebe, sondern nur das Selbstgefühl war, welches verletzt worden, denn ihre Liebe hatte der Verlobte nicht besessen oder er hatte sie längst verscherzt, das behauptete Frau von Breitung mit Bestimmtheit. So konnte Armand Rochefort hoffen, daß Lodoiska ihm ihr Herz mit voller Liebe, die schon jetzt ihr unbewußt darin keimte, einst, wenn die Zeit ihr Recht geübt, zuwenden werde, und der Marquis wollte dazu mit allem Zart=

gefühl beitragen. Es war ein schöner Nachschimmer, der dadurch auf seine alten Tage fiel.

Hatte denn aber Tante Breitung Recht? Sie war davon selbst nicht ganz überzeugt. Es wäre aber doch unerhört gewesen, wenn Lolo wirklich dem Treulosen noch einen Funken von Zuneigung bewahrt hätte. Nicht allein hatte er, obgleich er nur einige Straßen entfernt, in demselben Orte, wenn auch verborgen, sich aufhielt, seit dem ersten und einzigen Briefe, den der Büchermann gebracht, nichts mehr von sich hören lassen, und Hille, der noch einmal da gewesen, hatte erzählt, daß er ganz wohl und munter sei, aber auf Befragen, ob er ihm nicht Etwas zu bestellen mitgeben wolle, kurzweg Nein geantwortet habe, sondern er hatte jetzt auch Erfurt verlassen, ohne das kleinste Zeichen des Abschiedes. Was ließ sich anders annehmen, als daß er, verzaubert von dem schönen Iltis, dem er sich ganz hingegeben, nach Kassel gefolgt und dort auf ihre wirksame Verwendung bei dem galanten Könige vollständig pardonnirt sei? Die Tante hatte es für ihre Pflicht gehalten, diese Meinung offen gegen Lodoiska auszusprechen, darauf aber nur einen ihrer stolzen Blicke zur Antwort bekommen. Nichts desto weniger glaubte sie, daß ihr Wort wie ein gutes Samenkorn auf fruchtbaren Boden gefallen sei, denn Lodoiska war seitdem tiefsinniger geworden, sie saß zuweilen ganz wie abwesend

mit ihren Gedanken, und plötzlich kam eine fliegende Röthe in ihr Gesicht und sie stand rasch auf, wie erschreckt. Da mochte sie sich wohl selbst gesagt haben, daß Riedleben mit der Heidefeld abgereist sei und sie vergessen habe. Endlich sprach Lodoiska sogar einmal von ihm. „Es hat etwas Unheimliches, daß wir keine Gewißheit haben!" sagte sie. „Deine Annahme, daß er in Kassel Gnade gesucht, sich also als ein Abtrünniger der herrschenden Gewalt unterworfen habe, würde von selbst, wie auch er sehr gut weiß, unseren Bruch bedeuten — es war ja überhaupt noch gar nicht vor der Welt ausgesprochen ... Aber kann es nicht auch sein, daß er in die Hand seiner Feinde gefallen ist, daß sie ihn spurlos beseitigt haben? Diese Ungewißheit ist unheimlich!"

„Wenn sich nur der gute Hille einmal wieder bei uns sehen ließe," erwiderte die Tante. „Dann würden wir bald im Klaren sein. Er weiß Alles, er hat gewiß die genauesten Nachrichten, wann und wie sie miteinander abgereist sind, vor dem alten imbecillen Mann hat sie sich nie genirt, den werden sie auch jetzt vollständig ignorirt haben. An die andere Möglichkeit glaube ich nicht, dann wäre Hille schon bei uns gewesen. Ich begreife überhaupt nicht, wo er bleibt, es ist mir sehr unangenehm, denn ich habe nichts zu lesen und der grausige lange Winter steht vor der Thür. Dein Großvater ist zu eigensinnig,

daß er uns diesmal hier einschneien lassen will! Der Marquis wird uns zwar ein kleiner Trost sein, aber seine alten Geschichten von Marie Antoinette, der Lamballe und so weiter werden nachgerade langweilig, und Neuigkeiten aus der Umgebung des Kaisers, die er sonst immer erfuhr, kann er hier nicht haben. Das Ausbleiben von Hille, der sonst immer so pürktlich ist, wird mir auch unheimlich, Lolo!"

Odry kehrte endlich zurück. Er freute sich, daß er bei seiner Ankunft den General neben Lodoiska am Fenster erblickte, er war also auf dem Wege der Besserung oder vielleicht schon genesen, seine unverwüstliche Natur hatte ihm wieder durchgeholfen. Friedrich kam heraus, abpacken zu helfen, der Marquis gab ihm selbst die Cassette, in welche er seine Papiere und einige Pretiosen, die er noch besaß, gelegt hatte. „Excellenz wieder gesund, wie ich sehe?" fragte er. Der Diener bestätigte es und Odry eilte, dem alten Herrn seine Freude selbst auszusprechen.

Frau von Breitung hatte noch nicht Toilette gemacht, sie mußte aber zweimal klingeln, ehe ihre Christel erschien, welche unten mit dem Erfurter Lohnkutscher, einem alten Bekannten, lebhaft sprach. Endlich kam sie — mit ganz verstörten Mienen.

„Was hast Du? Erschrecke mich nicht!" rief ihre Herrin.

„Der Hille ist von den Franzosen erschossen,“ sagte die Zofe selbst ganz außer Fassung.

„Jesus Maria!“ schrie die Breitung entsetzt. „Weshalb?“

„Das wußte der Kutscher nicht, das hat kein Mensch erfahren. Der Kutscher hat die Sache erst gestern gehört, von der Frau, bei der unser armer Hille gewohnt hat, ihr Junge hat es ausspionirt. Wenn sie den erschossen haben, so wird wohl noch Mancher an die Reihe kommen! Er hat's nicht um sie verdient.“

Fünfzehntes Capitel.

Die Sturmvögel.

Die Nachricht über den Tod dieses neuen Opfers französischer Verfolgung machte selbst den General, der sonst nie Etwas mit dem Büchermann zu thun gehabt, betroffen. Was konnte der Mensch verbrochen haben? Hatte er vielleicht im Dienst jener geheimen Verbindung gestanden, die auf eine Revolution gegen die Franzosenherrschaft hinarbeitete?

Frau von Breitung war nicht zweifelhaft über den Grund der Verurtheilung. Es mußte verrathen worden sein, daß Hille von Riedleben zu mancherlei Aufträgen gebraucht worden war, wie sich der Unglückliche selbst gegen sie gerühmt hatte, ihre Warnung, darüber seine französische Parole nicht zu vergessen, war von ihm nicht beachtet worden und der Arme hatte dann für den Vornehmen, der seinen Kopf besser aus der Schlinge zu ziehen verstanden,

bluten müssen, während dieser nun im neuen Glücke schwelgte.

„O nein! Auch er wird der Rache der Franzosen geopfert worden sein!“ sagte Lodoiska aufgeregt. „Ich kann, ich mag es mir nicht anders denken!“

„Kind, Du wünschest es wohl gar?“ rief die Tante.

„Ich will ihn lieber todt, als falsch und ehrlos, dem Vaterlande abtrünnig wissen,“ erwiderte das Mädchen mit einem Blicke, vor welchem die Tante sich hätte bekreuzen mögen. Ihr war aber die Glorie des Märtyrerthums, welche sich in Lodoiska's Gedanken um das Bild der Verschwundenen zu weben schien, durchaus nicht angenehm, ihre eigenen Pläne wurden dadurch gestört, sie suchte deshalb die Wahrscheinlichkeit, daß Riedleben entdeckt, gefangen und gerichtet worden sei, zu widerlegen. Lodoiska hörte sie schweigend an und ließ sich auf kein Gespräch darüber ein, weder jetzt, noch später. Auch dem Großvater, der mit ihr gleicher Meinung zu sein schien, stand sie nicht Rede, als er sie fragte, ob sie glaube, daß Hille's Tod vielleicht einen schlimmen Zusammenhang mit Riedleben's Verschwinden haben könne. „Wer kann das wissen!“ antwortete sie.

Die Zeit brachte auch keine Aufklärung. Wochen und Monate vergingen, ohne daß irgend eine Kunde

oder ein Anzeichen nach Rudenthal gekommen wäre, aus dem man hätte entnehmen können, ob Riedleben sich nach der Meinung der Tante gerettet habe, oder ehrenhaft für seine Ueberzeugung untergegangen sei. Dagegen brachten die Zeitungen nach und nach viel andere wichtige Nachrichten, und auch der Marquis erhielt, trotzdem es die Breitung bezweifelt hatte, von seinem geheimen Correspondenten manchen interessanten Brief, aus dem er mittheilte, was er für passend hielt. Noch vor dem Weihnachtsfeste wußte er, daß Napoleon den Krieg in Spanien durch große Siege beendigt, Madrid eingenommen und das englische Heer mit furchtbaren Verlusten zur Einschiffung gezwungen habe. Die sämmtlichen Pferde der britischen Cavallerie, die sie nicht mitnehmen konnten, waren auf Befehl ihres Obergenerals, jedes von seinem Reiter, erschossen worden, mehrere tausend an der Zahl.

„Keine Sentimentalität!“ sagte der General, als Lodoiska das eine Barbarei nannte, bei deren Ausführung wohl mancher brave Reiter sein treues Thier nur unter Thränen gemordet haben werde. „Nun, Marquis, mit Spanien ist Napoleon fertig, jetzt werden wir ihn bald wieder in Deutschland sehen, um ein Wort mit Oesterreich zu reden.“

„Gewiß sind seine tapferen Regimenter schon auf dem Rückmarsch,“ fügte die Tante hinzu. „Haben Sie

denn gar keine Nachricht von Ihrem Cousin? Hoffentlich sehen Sie ihn glücklich und mit Ehren gekrönt im Frühling wieder."

„Ich habe keine Nachricht von ihm," entgegnete der Marquis. „Auch glaube ich nicht, daß die ganze Armee Spanien verlassen wird, denn der neue Thron steht noch keineswegs fest, und mit Spanien ist man noch lange nicht fertig. Die Engländer, welche die See beherrschen, können auf allen Punkten der Küste wieder landen. Hier steht ein langer Krieg in Aussicht, ein Krieg in der Weise von den Spaniern geführt, wie unser Vendéekrieg glorreichen Andenkens, der vielleicht auch einen anderen Ausgang genommen hätte, wenn er von den Engländern kräftig unterstützt worden wäre. Welches Blutvergießen, welche Kriege hätten dadurch vermieden werden können! Auf dem Throne des heiligen Ludwig säße dann kein Bonaparte, sondern Ludwig XVIII., wenn auch sein unglücklicher Vorgänger, das arme Kind, den Händen der Schreckensmänner nicht hätte entrissen werden können."

Wenn Odry auf diesen Punkt kam, war er unerschöpflich, Frau von Breitung hatte schon aus ihrem Achatdöschen ungeduldig mehr als eine Prise genommen, aber der General schnitt seinem Freunde die Rede ab. „Lassen Sie gut sein," sagte er. „Mit Spanien ist er doch fertig, wenn auch die Eng-

länder wieder kommen, um sich mehr Schläge zu holen. Eine Armee wird dort bleiben, das glaube ich auch, indessen hat er ja Armeen genug, um auch mit Oesterreich fertig zu werden. Ein Wahnsinn, noch mit ihm anzubinden. Werde nicht unruhig, Lolo, es ist nicht anders."

Lodoiska enthielt sich mühsam der Entgegnung. In ihrem Geiste lebte die Ueberzeugung, daß sich große Ereignisse vorbereiteten, daß das kommende Jahr wirklich, wie ihr Verlobter einst ausgesprochen hatte, das Jahr der Entscheidung werden müsse. Er hatte gehofft, dann auch seine Kraft dazu einsetzen zu können. . . . Es sollte nicht sein!

Das verhängnißvolle Jahr kam. Die Spannung zwischen Oesterreich und Frankreich hatte einen Grad erreicht, daß ein Krieg unvermeidlich geworden; keinen günstigeren Zeitpunkt konnte Oesterreich finden, die Waffen zu ergreifen, als jetzt, wo Napoleon mit seiner Hauptmacht in Spanien kämpfte: wäre es nur mit seinen Rüstungen zu rechter Zeit fertig gewesen! Auf solche Schnelligkeit der Operationen, auf so entscheidende Siege Napoleon's hatte man in Wien nicht gerechnet. Nun war die so vortheilhafte Situation schon verändert, der Kampf mußte ein furchtbarer werden, aber noch immer glaubte man, den Sieg zu erringen, und rechnete dabei auf eine Erhebung des deutschen Volks. Erzherzog Karl war die

Seele des ganzen Krieges. Der Kaiser der Franzosen sah den Sturm kommen, schon von Valladolid aus, auf der Rückreise nach Frankreich als Sieger, erließ er eine neue Aufforderung an die Fürsten des Rheinbundes, sich zu rüsten, und gab seinen nach Spanien im Marsch begriffenen frischen Truppen die Richtung nach dem Rheine.

In den deutschen Ländern, wo die Einführung der Conscription ohnehin schon viel Unzufriedenheit erregt hatte, verbreitete sich eine neue Aufregung, als die Mannschaften, welche kaum beurlaubt waren, wieder zu den Fahnen berufen wurden. Schon in den ersten Februartagen hatten der Fürst Primas und der Herzog von Nassau-Weilburg, als Vorsitzende, jener des sogenannten königlichen Collegiums (wozu außer den vier Königen auch die fünf Großherzoge gehörten), dieser der Fürstenbank von dreißig Mitgliedern, die Requisitorialschreiben erlassen, durch welche eine Macht von 120,000 Mann Rheinbundstruppen aufgebracht werden konnte: brave deutsche Soldaten, welche nicht für ihr Vaterland, nicht für ihre angestammten Fürsten, sondern für einen fremden Gewalthaber ihr Blut vergießen sollten. Auch in den thüringischen Landen erfolgte bald die Einberufung der Beurlaubten und neue Aushebung, aus Rudenthal wurden mehrere Burschen genommen, und die Klagen ihrer Angehörigen fanden in keinem Herzen ein größeres Mit-

gefühl, als in dem des Fräuleins von Goldenau, das außerdem von dem heißen Unwillen über die Erniedrigung deutscher Fürsten zu willenlosen Werkzeugen des Fremden erfüllt war. Vielleicht las kein deutsches Mädchen in jenen Tagen die Zeitungen mit größerem Interesse, als Lodoiska, sie erregte dadurch das Lächeln ihres Großvaters, der mit ziemlicher Indifferenz den sich vorbereitenden Ereignissen entgegen sah, weil er deren Ausgang vorher zu wissen glaubte. Darin war er ganz einverstanden mit seiner Nichte Breitung, wenn er auch deren Vorliebe für den Kaiser und die Franzosen nicht theilte.

Eine Zeit lang schien es, als wenn der Frieden doch noch erhalten werden sollte, der französische Moniteur, aus welchem die deutschen Landeszeitungen Auszüge brachten, nahm wieder eine versöhnlichere Sprache an, die Ursache wurde erst späterhin bekannt: Kaiser Alexander hatte eine Vermittelung versucht. Er wollte durch einen Bund der drei Kaiser und gegenseitige Garantieen den Frieden erhalten wissen, sollte auch, wie es nachher hieß, zu allseitiger Ausgleichung eine Theilung der Türkei, à la mode de Pologne, vorgeschlagen haben. Indessen mochte Oesterreich darin nur eine Falle gesehen haben: Was sind Garantieen! Der Kaisertochter Maria Theresia war ihre Erbschaft auch garantirt worden, und kaum hatte ihr Vater die Augen geschlossen, so waren die Ga=

ranten selbst darüber hergefallen. Wenn Oesterreich auf den Türkenhandel einging und seine Truppen nach Ungarn marschiren ließ, standen seine westlichen Thore jedem beliebigen Einmarsch offen, und Napoleon hatte ja schon seine lieben Bayern, die er voranschieben konnte, hart an den Thoren Oesterreichs stehen. So wurde wenigstens in der Welt damals der leitende Gedanke der österreichischen Politik angesehen, seitdem hat sich Vieles darüber geklärt. Der Vermittelungsversuch scheiterte, wie in unseren Tagen der vorgeschlagene Congreß 1866, und die Rüstungen dauerten fort. Eine Kriegserklärung war noch nicht erfolgt, indessen verließ der französische Gesandte Ende Februars Wien, der österreichische München, Graf Metternich in Paris mußte zwar noch auf seinem Posten ausharren und friedliebende Betheuerungen machen, aber Niemand glaubte diesen, und die französischen Blätter nahmen bald wieder einen Ton an, der, selbst abgeschwächt, wie ihn die deutschen Zeitungen wieder gaben, unerhört schien. Sie hatten es besonders auf die österreichischen Prinzen gemünzt, die an der Spitze der Kriegspartei standen, das Schicksal des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wurde ihnen als Warnungstafel hingestellt, und ein französisches Blatt sagte ihnen sogar: Es ist nicht das erstemal, daß Cadets (jüngere Söhne) des Hauses Lothringen, das zu den Großofficieren der franzö-

sischen Krone gehört, die Hand nach dem Diadem Karl's des Großen ausgestreckt haben! Napoleon sah sich als den Nachfolger Karl's des Großen an, den die Franzosen bis auf unsere Tage zu einem der Ihrigen stempeln wollen, obgleich er der König eines deutschen Volks, der Franken, er selbst kerndeutsch an Leib und Seele war, deutsch sprach und in deutschen Orten Hof hielt, und es überhaupt damals noch gar kein französisches Volk, keine französische Sprache gab.

Oesterreich glaubte, wenn es sein Banner entfaltete, nicht allein zu stehen, es rechnete auf die Erhebung der Völker. Die deutschen Fürsten waren durch ihr Interesse oder durch die Scheu vor Napoleon's Macht an Frankreich gefesselt, darum wandte man sich nicht an sie, sondern forderte, über sie hinweggehend, wie es nur die neuen Revolutionsparteien verlangen können, ihre Unterthanen auf, mit den österreichischen Waffen gemeinschaftliche Sache zu machen. Das wurde in Sachsen versucht, in den ehemals preußischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth, selbst in Bayern. Auch Drohungen blieben nicht verschmäht. In einer Proklamation an das bayerische Volk hieß es: „Hört es, ihr Bayern! Alle diejenigen, die von ächtem deutschen Patriotismus beseelt sind, werden von ihrem ehemaligen Reichsoberhaupte, das mit der deutschen Krone nicht auch das deutsche Vaterherz

abgelegt hat, kräftig unterstützt und, wenn sie sich dessen würdig machen, kaiserlich belohnt. Hingegen wird Strafe und Schande denjenigen auf dem Fuße folgen, die, des deutschen Namens vergessend, die ihnen angebotene Rettung verschmähen und lieber dem allgemeinen Feinde anhängen, als dem väterlichen Befreier." Daß diese Proklamation in allen deutschen Ländern, die nicht unter die Fremdherrschaft gekommen waren, ganz wirkungslos blieb, verstand sich bei dem Sinne des deutschen Volks und seiner Treue zu den angestammten Fürstenhäusern von selbst. Eben so wenig wirkten ähnliche, welche von geheimen Agenten im Großherzogthum Warschau und in Italien verbreitet wurden. Oesterreich hatte aber vorzüglich auf Norddeutschland, auf das Volk in Westfalen, das einen Franzosen zum König und eine völlig französische Regierung bekommen hatte, und auch auf die erbitterte Stimmung in Preußen gerechnet — und nicht ohne Grund. Schon im März regte es sich hier, einzelne Männer wagten sich mit kühner That hervor, aber sie waren nur die Sturmvögel, welche den künftigen Orkan, unter welchem Napoleon's Weltherrschaft zusammenbrechen sollte, ahnen ließen. Ihre Unternehmungen schlugen sämmtlich fehl. Volkserhebungen können nur Erfolge haben, wenn sie sich auf eine organisirte Militärmacht stützen können. Preußen, die einzige in Norddeutschland, auf die zu rechnen war,

hatte die Kraft dazu noch nicht wieder gewonnen und mußte sich fern halten. Eigenmächtige Handlungen gut zu heißen, war auch des Königs Wille nicht: dazu konnte er sich erst in einem großen Momente vier Jahre später entschließen. Jetzt war der Staat noch in seiner inneren Wiedergeburt begriffen, der hochherzige Mann, der das Werk mit sicherer Hand begonnen, der Freiherr von Stein, war zwar zurückgetreten, vom Könige auf sein wiederholtes Abschiedsgesuch entlassen, und Napoleon hatte ihn von Madrid aus geächtet — einen „gewissen" Stein, wie sich der Erlaß eben so hochmüthig als lächerlich über den weltbekannten, gewaltigen Mann ausdrückte — aber sein Werk wurde fortgesetzt und das Volk in seiner ganzen Entwickelung, besonders in Waffen gekräftigt. Noch war es jedoch nicht an der Zeit, diese zu gebrauchen. Darum mißbilligte auch der König mit strenger Ahndung, was von zweien seiner Unterthanen auf eigene Verantwortung begonnen wurde: Katte und Schill.

Der Erstere, ein inactiver Officier, hatte den kühnen Gedanken, sich durch einen Handstreich der Festung Magdeburg, welche jetzt westfälisch war, zu bemächtigen. Mit einem Haufen bewaffneter Bauern setzte er über die Elbe in der festen Hoffnung, daß sich das Volk in den abgetretenen preußischen Landen, im Magdeburgischen, Halberstädtischen und in der Altmark,

der Wiege der preußischen Monarchie, wie Ein Mann erheben und das Beispiel auch für die anderen zum Königreich Westfalen geschlagenen Fürstengebiete geben werde. Dort glühten schon einzelne Funken unter der Asche, und zwei beraubte Fürsten, der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig-Oels, nährten die Gluth. Aber nur der Letztere zog das Schwert zur That, der Erstere konnte sich nicht einmal entschließen, für das große Werk von seinen geretteten Schätzen viel zu spenden, dazu hatte er diese viel zu lieb. Katte's voreiliges Losbrechen mißglückte, er mußte endlich flüchten und eilte nach Böhmen zum Herzoge von Braunschweig, der, von Oesterreich als Reichsfürst anerkannt, in Nachod ein Corps organisirte, zu welchem gar viele entlassene preußische Officiere und Soldaten sich sammelten, mehrere im Dienst stehende junge Leute sogar desertirten, um gegen die Franzosen zu kämpfen.

Von all' diesen Bewegungen brachten die Zeitungen in den Rheinbundsländern, wenn sie auch gut berichtet waren, nicht die volle Wahrheit. Das Interesse war auch mehr auf den beginnenden Krieg zwischen den beiden Kaisern gerichtet. Der Aufruf des Erzherzogs Karl an das Heer ließ daran keinen Zweifel mehr, und seine Worte zündeten wohl in manchem deutschen Herzen freudige Hoffnungen an. „Wenn alle Versuche fruchtlos sind, unsere Selbst-

ständigkeit gegen den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren", hieß es darin, „wenn die Nationen um uns fallen und die rechtmäßigen Regenten von ihren Völkern gerissen werden, wenn die Gefahr allgemeiner Unterjochung auch das Vaterland bedroht, dann erwartet dieses von uns seine Rettung, und wir stehen zu seinem Schutze bereit. Die Freiheit Europa's hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet." Zwei Tage nach diesem Aufruf, am 8. April, erließ der Kaiser Franz eine Proklamation an seine Völker, am 9. April wurden die Feindseligkeiten von den Oesterreichern angekündigt, am folgenden Tage floß in Tirol, das im letzten Frieden an Bayern abgetreten war, das erste Blut. Wer kennt die Thaten und Leiden des heldenmüthigen Volkes nicht, seines tapferen, aber freilich der Oberanführung nicht gewachsenen Sandwirths Hofer und der anderen Männer, welche an die Spitze der muthigen Schaaren traten?

Der Gesammtplan zum Umsturz des westfälischen Thrones war unterdessen gereift, seine Ausführung wurde aber durch mancherlei Verwickelungen noch verzögert. Endlich, als Tirol schon von den Bayern und Franzosen befreit war, die Oesterreicher, in Bayern eingerückt, München besetzt hatten und der Hauptkampf gegen die französische Streitmacht, die im Donauthal sich zusammen gezogen, beginnen mußte,

glaubte Dörnberg, der die geheimen Bestrebungen in Hessen leitete, den rechten Augenblick gekommen. Die Gelegenheit zur That bot ihm ein Bauernaufstand, den er mit seinen Gardejägern dämpfen sollte, er vereinigte sich mit den aufständischen Bauern und wollte sie nach Kassel führen, um den König selbst gefangen zu nehmen. Welcher Zwiespalt dabei in seinem Innern herrschte, da er dem Könige Treue geschworen und dieser ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, ist von ihm selbst später in einer Handschrift ausgesprochen, die seitdem veröffentlicht worden, doch mußte jede persönliche Rücksicht vor dem höheren Ziele schweigen. Der traurige Ausgang seines Unternehmens ist bekannt. Die Truppen, die er führte, verweigerten ihm den Gehorsam, andere, die ihm entgegen geschickt wurden, suchte er vergeblich zu gewinnen, so blieb auch ihm keine andere Rettung übrig, als schleunigste Flucht. Er wandte sich ebenfalls nach Böhmen zum Herzoge von Braunschweig, um sich dem Corps der „Schwarzen" anzuschließen.

Wie viele Hoffnungen waren auf Dörnberg gesetzt worden, dessen ritterliche gewinnende Persönlichkeit bei hoher geistiger Begabung ihn wohl zum Führer eines für seine Freiheit sich erhebenden Volkes geeignet gemacht hatte. Sein kühnes Wagniß wurde erst mit dem Fehlschlag zugleich bekannt, die Nachricht traf mit der Kunde von Regensburg zusam-

men, wo Napoleon in fünftägigen Theilgefechten die vereinzelten Corps der Oesterreicher geschlagen hatte und nun unaufhaltsam gegen Wien vorrückte.

Wenige Tage später zog Schill aus Berlin. Er war seit Kolberg der Liebling des Volkes, das mit ihm einen wahren Götzendienst trieb. Bei seinem Einzuge in Berlin, nachdem es die Franzosen geräumt, war er an der Spitze seines Husarenregiments, des dazu gehörigen leichten Bataillons und des Leibgrenadierbataillons mit unermeßlichem Jubel begrüßt worden; in Liedern besungen, mit leidigen Schmeicheleien überhäuft, hatte seine ehrliche gerade Soldatennatur sich bethören lassen, eine Rolle zu übernehmen, zu der seine geistigen Kräfte nicht ausreichten. Er war mit den Leitern der geheimen Gesellschaften in Verbindung getreten, er hatte von sich selbst die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich nur zeigen dürfe, um das Volk in Waffen aufstehen zu sehen. Das Königreich Westfalen, das am tiefsten unter die Fremdherrschaft gebeugt war, sollte der Ausgangspunkt für eine allgemeine Erhebung Deutschlands werden, dazu wollte sich Schill mit Dörnberg vereinigen. Aber dieser war unglücklich gewesen, aufgefangene Briefe compromittirten Schill, sein König, an welchen sie geschickt wurden, wollte ihn vor ein Kriegsgericht stellen, er wurde gewarnt, verwarf den Rath zu fliehen mit Entrüstung und beschloß im Vertrauen auf seine Po-

pularität und die Volksstimmung zu handeln. Am 28. April marschirte er mit seinem Regiment angeblich zu einer Felddienstübung aus. Kein Officier hatte eine Ahnung von seinem Vorhaben, die Mannschaft hatte nicht einmal vollständig gepackt, sondern die Mantelsäcke nur mit Heu gefüllt. Beim ersten Halt aber erklärte Schill den Officieren sein Vorhaben, und alle waren bereit, ihm zu folgen. Der Entschluß war kühn und großartig, aber die Ausführung planlos, zuletzt, gelähmt durch mancherlei Einflüsse, völlig rathlos, ein Paar schöne Waffenthaten und schließlich das unglückliche Ende in Stralsund, dem die Erschießung der eilf gefangenen Officiere in Wesel als grausames Nachspiel folgte, damit war auch dieser heroische Aufschwung vorüber. Was sich gerettet hatte, verfiel natürlich dem preußischen Kriegsgericht, obwohl die Beisitzer desselben mit schweren Herzen den gesetzlichen Spruch fällten. Blücher schrieb darüber seine Privatansicht an einen Freund wörtlich und buchstäblich also:

„Sie sind so wohl Officir als unterofficir und gemeine schuldloß, da Schill sie sagte, es geschehe mit königlicher Bewillig, daß er über der Elbe ginge, als untergebene befolgten sie unsere Dinst gemäß die Befehle ihres Cheffs, wie sie später entdeckten sie daß es nicht des Königs sey allein Schill declarirte vor

der Fronte daß er ohne ansehn der Persohn todten schissen ließe der sein Befehl zuwiderhandelte."

Noch war die Katastrophe von Stralsund nicht eingetreten, als die Nachricht, wenn auch von den Franzosen eifrig abgeschwächt, Deutschland durchzuckte, daß Napoleon, nachdem er wiederum in Wien eingerückt, beim Uebergange über die Donau in zweitägiger blutiger Schlacht vom Erzherzog Karl geschlagen worden sei. Die „Schwarzen" des Herzogs von Braunschweig waren schon acht Tage früher in Sachsen eingerückt, dessen König sich aus Dresden nach dem sicheren Frankfurt am Main begeben hatte. Jetzt eine energische Benutzung des Sieges, ein kräftiges Vorgehen der detachirten Corps in den Rücken des Feindes durch Franken und Sachsen, dann mußte der Krieg zu einem glorreichen Ende führen! So urtheilten viele heißblütige Seelen damals, und wenn auch die Benutzung des Sieges von Aspern ausblieb, so ließ sich das aus der Ferne, wo überhaupt die reale Bedeutung desselben über der gewaltigen moralischen Wirkung der ersten Niederlage des bisher Unbezwinglichen überschätzt wurde, nicht recht übersehen, und die Ereignisse im Juni schienen im Herzen von Deutschland den Erwartungen zu entsprechen. Denn die Roßschweife der Braunschweiger wehten schon am 11. in Dresden, ein österreichisches Corps hatte sich mit ihnen vereinigt, die

Franzosen waren bei Berneck in Franken, die Sachsen bei Nossen geschlagen und Leipzig besetzt worden. Vor den Westfalen, welche, von ihrem Könige angeführt, Sachsen zu Hülfe gekommen waren, hatte der Herzog mit dem österreichischen General Kienmayer sich zwar wieder zurückziehen müssen, als aber die Westfalen sich nach Franken gewandt, um die Oesterreicher von dort zu vertreiben, war der tapfere Fürst von Neuem vorgedrungen und hatte den König Jerôme genöthigt, bis nach Thüringen unter die Kanonen von Erfurt zurückzuweichen.

Diese Kunde verbreitete sich über das Land, bis auf das Waldgebirge hinauf. Der Postbote brachte sie nach Rudenthal. Das Fräulein von Goldenau, das ihm zufällig begegnete, hörte sie zuerst und eilte damit in das Wohnzimmer, wo der Großvater mit seinem Gast, der hier fast einen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, in politische Gespräche vertieft, saß. Diese bekamen durch Lodoiska's Nachricht neue Nahrung. Anfangs bezweifelten die alten Herren zwar die Wahrheit des Gehörten, Lodoiska hatte sich aber von dem Postboten genau unterrichten lassen und konnte erzählen, daß dieser die Nachricht von zwei glaubwürdigen Reisenden gehört, welche mit westfälischen Officieren über ihren Rückzug und den ganzen Krieg gesprochen hätten.

„Werden Excellenz nun vielleicht Ihre Meinung

ändern, daß gar keine Chancen für die Gegner Bonaparte's wären?" fragte der Marquis, der Lodoiska's lebhafte Worte mit Wohlgefallen gehört hatte.

„Ich finde noch keinen Grund dazu, mon ami," erwiderte der General. „Erinnern Sie sich nur, was Sie im Bunde mit meiner kleinen foudroyanten Rebellin für große Ideen hatten, als Dörnberg und Schill zu Pferd stiegen, und wie das abgelaufen ist! Lassen Sie die Leutchen mit den Todtenköpfen immer ein Bischen in Sachsen fouragiren, sie werden schon wieder nach Hause gehen, wenn Napoleon bei Wien seine Scharte auswetzt."

„Aber das wird nicht geschehen, Großpapa," sagte Lodoiska, deren Blut durch die günstige Nachricht, die sie gehört, in ungestüme Wallung gesetzt war. „Viele Wochen sind schon vergangen, und er hat keine zweite Schlacht gewagt — unser König wird jetzt auch zur Rache schreiten!"

„Dein König sage doch nur, wenn Du Dich immer noch für eine Preußin hältst, obgleich Dein Geburtsort jetzt nicht mehr preußisch ist. Wir Anderen hier sind keine Preußen."

„Ich sprach von meinen Landsleuten," erwiderte Lodoiska mit glühenden Wangen. „Wir werden immer Preußen bleiben, mögen wir auch auseinander gerissen und an französische Knechte vertheilt sein!"

„Lolo!" sagte der General verweisend. Dem Marquis war die Scene, die sich noch weiter zu spielen drohte, peinlich, er nahm die kurze Pause wahr, um sich unter dem Vorwande, den Postboten selbst befragen zu wollen, aus dem Zimmer zu entfernen. Er hatte jedoch keinen Grund gehabt, denn Lodoiska schwieg, und ihr Großvater mochte aus früheren Erfahrungen wissen, daß mit dem Kinde, das ein ächt preußisches Hartköpfchen war, sich über gewisse Punkte gar nicht reden ließ.

„Mir fielen heut," begann er ganz gelassen ein anderes Gespräch, „die alten Papiere meiner seligen Schwester Auguste beim Kramen in meinem Schrank wieder in die Hand. Ich hatte sie fast vergessen. Sie waren zugeschnürt und versiegelt, ich hatte sie gar nicht geöffnet. Auguste hatte mir gesagt, daß ich viele Nachrichten über unsere Vorfahren darin finden würde, die sie früher gesammelt habe, ich gestehe, daß sie mich nicht besonders interessiren, da ich der Letzte unserer Linie bin ..." Er hielt einen Moment inne, da er hier unwillkürlich auf einen Gedanken gekommen war, der einen anderen, ihm stets unangenehmen, in sich faßte, den Gedanken an seinen Tod. Doch wies er ihn auch jetzt von sich ab und fuhr gegen Lodoiska fort: „Indessen glaubte ich mich vorhin, als mir die versiegelten Papiere wieder vor Augen kamen, zu erinnern, daß mir Auguste dabei Etwas

von Dir gesagt, worauf ich vielleicht nicht recht geachtet habe oder was mir aus dem Gedächtniß gekommen ist. Enfin, faute de meilleur passe-temps brach ich die Siegel auf, legte die allzu vergilbten Dinger beiseit und fand unter den neueren von ihrer Handschrift richtig Etwas an Dich adressirt. Dort liegt es, Du kannst es Dir nehmen, ich habe Discretion genug besessen, das Klostergeheimniß zu ehren, Du wirst das Siegel unverletzt finden."

Lodoiska, von der Mittheilung überrascht, stand auf und fand auf dem Schreibtische ihres Großvaters einen versiegelten Brief, dessen Aufschrift ihren Namen trug: es war das letzte Wort der Großtante an sie, da es ihr nicht vergönnt gewesen war, noch ein solches aus dem Munde der Sterbenden zu hören. So leid hatte ihr das gethan und immer ein wehmüthiges Gefühl in ihr geweckt, so oft sie an Mutter Serena zurückdachte. Nun war diese doch nicht geschieden, ohne ihr ein letztes Andenken zu hinterlassen. Mit Rührung betrachtete sie die großen klaren Schriftzüge, welche ihre Hand noch in der Krankheit bewahrt hatte, dann bat sie den Großvater, den Brief in ihrem Zimmer lesen zu dürfen.

„Warum nicht hier?" fragte er befremdet. „Es ist ja doch kein Billet-doux eines Amants?"

Der Enkelin that es weh, daß er witzeln konnte, wo es das letzte Wort seiner verstorbenen Schwester

betraf. Machte ihn denn wirklich das Alter so gleichgültig und herzlos, daß er jedes tiefere Gefühl Sentimentalität nannte? Sie blieb sehr ernst bei seinem Scherz und sagte nur, daß sie jeden Brief gern für sich allein lese; er entließ sie dann.

Es waren nur wenige Worte, welche die Großtante noch an Lodoiska geschrieben hatte, aber sie gingen ihr mächtig zum Herzen, diese Abschiedsworte für das Leben, fromm und liebevoll. Sie enthielten zugleich die Aufklärung, warum Lodoiska im vorigen Sommer keine Antwort auf ihren Brief erhalten, in welchem sie Mutter Serena ihre heißen Wünsche, an dem hohen Werke für Deutschland sich nach ihrer schwachen Kraft zu betheiligen, ausgesprochen hatte. Die Großtante, obgleich nicht damit einverstanden, weil sie kein rechtes Ziel für diese ganz unbestimmten Wünsche sah, hatte sie doch dem Fräulein von Stein mitgetheilt, mit der sie also wirklich in Verbindung gestanden. Spät erst, kurz vor dem Besuche ihres Bruders im Ursulinerinnenkloster, war ihr darauf eine Antwort von Marianne Stein zugegangen, und diese hatte sie ihren letzten Zeilen an Lodoiska beigelegt. Mit klopfendem Herzen las diese die Worte der Innigverehrten, welche zwar für sie selbst ablehnend lauteten, da auch sie keine Möglichkeit sah, dem jungen Mädchen irgend eine Mission anzuvertrauen, die aber noch die freudigsten Hoffnungen für eine

baldige Befreiung des Vaterlandes aussprachen, Hoffnungen, welche seitdem durch die Verbannung ihres edlen Bruders und so viele gescheiterte Unternehmungen in Westfalen getäuscht waren und sich jetzt nur von einer ganz anderen Seite her, durch Oesterreichs Siege — wenn dem von Aspern noch ein entscheidender zweiter folgte — erfüllen konnten. Als Lodoiska den Brief der Stein noch nicht ganz zu Ende gelesen hatte, wurde an ihre Thüre, die sie verriegelt hatte, stark geklopft.

„Schließest Du Dich ein?“ hörte sie die Stimme ihrer Tante sagen. Mach' auf, ich bringe Dir eine wunderbare Nachricht aus Kassel.“

Erbebend bei diesem Worte, stand Lodoiska rasch auf und öffnete die Thür, in welche die Tante mit lebhaft aufgeregten Mienen eintrat. „Mir hat der Postbote einen längst erwarteten Brief mitgebracht,“ sagte sie. „Du sollst sehen, wie ich für Dich gesorgt habe. Tag und Nacht habe ich mir den Kopf zerbrochen, ob ich nicht eine einzige bekannte Person in Kassel hätte, bei der ich Erkundigungen, Du weißt schon worüber, einziehen könnte. Endlich fiel mir doch Jemand ein, mit dem ich zwar seit langen Jahren ganz auseinandergekommen war . . ., seit meiner ersten Scheidung, von einem wahrhaften Tyrannen von einem Manne, der mich durch seine Eifersucht fast todt machte — und die unschuldige Ursache war eben Der-

selbe, der, so viel ich wußte, in Kassel leben mußte, nun alt, wie ich, Lolo, wir bleiben nicht ewig jung. Ich sah keine Unschicklichkeit darin, noch einmal an ihn zu schreiben. Und siehe da! er lebte noch, wohnte in Kassel, war mit dem Schwachmatikus Heidefeld genau bekannt und konnte mir genaue Auskunft geben. Riedleben ist nicht in Kassel, gar nicht mehr dort gewesen — der Iltis hat es selbst gesagt, daß er sich schon von hier aus gerettet hat. Aber bei Dörnberg hat er sich in Wolfshagen eingefunden, als der so verrückt war, mit Bauern Kassel anzugreifen, und dann ist er auch mit Dörnberg geflohen und soll jetzt bei den Schwarzen sein. Wir sehen ihn also vielleicht bald hier, denn die Schwarzen, sagt der Postbote, stehen schon an der Saale."

Lodoiska hatte erbleichend diese Mittheilungen angehört, sie zitterte und schien vergebens nach Worten zu suchen. — „Ja, liebes Kind," fuhr die Tante fort, welche diese Zeichen mißverstand, „es würde uns freilich, wie die Sachen stehen, nicht angenehm sein, ihn wieder zu sehen, denn er hat sich doch durch seine Liaison mit dem schönen Iltis Deiner unwürdig gemacht und hält wohl selbst Eure Verlobung für stillschweigend aufgehoben. Ich glaube auch gar nicht, daß er, und wenn sie auch noch so dicht am Walde vorbeimarschirten, nach Rudenthal herauf kommen

würde, indessen wäre es doch gut, mit ihm Alles auf's Reine zu bringen. Wüßte man genau, wo sie stehen, so könnte man vielleicht einen Brief an ihn gelangen lassen. — Schade, daß unser armer Hille todt ist! Um seinetwillen, Lolo! Der würde den Brief schon besorgt haben! Wird es Dir zu schwer, an ihn zu schreiben, so will ich es in Deinem Namen thun — was meinst Du, enfant chéri?"

„Weder Du, noch ich!" erwiderte Lodoiska heftig. „Ich danke Gott, daß er seiner Ueberzeugung nicht untreu geworden ist, daß er im heiligen Kampfe für das Vaterland steht! Von allem Uebrigen laß uns schweigen!"

Sechszehntes Capitel.

Glorreiche Erfüllung.

Ein heißer Julitag neigte sich zum Abend. Lodoiska verließ ihren Großvater, mit welchem sie ein ernstes Gespräch gehabt hatte, und ging in den Garten, um in der beginnenden Kühle die Einsamkeit, ihre liebste Freundin, zu suchen, während im Wohnzimmer Frau von Breitung, welche den Großvater zu jenem Gespräch bestimmt hatte, sich einfand, um das Ergebniß desselben zu hören. Ihr hatte das verschlossene Mädchen nicht Rede stehen wollen, jetzt mußte sie es doch gethan haben. Es war nicht denkbar, daß Lodoiska, welche gewisse Verhältnisse, über die ihre lebenserfahrene Tante sehr nachsichtig dachte, mit nonnenhafter Strenge beurtheilte, den Ungetreuen, der sich in Erfurt völlig von ihr losgesagt hatte, wieder zu Gnaden annehmen konnte. Verschwiegen hatte

sie ihr sorgfältig, was ihr Freund aus angenehmeren Jahren von Riedleben fast Unglaubliches nach den boshaften Bemerkungen des alten Heidefeld über seine eigene Frau geschrieben hatte. Danach war der schöne Iltis in unglücklicher und hoffnungsloser Liebe zu dem jungen Manne befangen gewesen, der gar kein Herz für ihre Leiden gehabt, und sie traure noch jetzt um ihn. Ein Glück für mich, hatte der Herr Gemahl gesagt, sonst hätte sie mir wohl ein Paar Tropfen Aqua tofana in die Morgenchocolade gegeben, um ihn heirathen zu können. Sollte die Geschichte wahr sein? Tante Breitung bezweifelte sie, aber wahr oder nicht, durfte sie Lodoiska nie erfahren, wenn die anderweitige Partie, welche für sie in Aussicht genommen war, einst zu Stande kommen sollte. Odry hatte mit derselben Post auch einen sehr interessanten Brief bekommen, von seinem Neffen aus Spanien, der gleichsam unwillkürlich seine noch immer bewahrte Liebe zu Lodoiska verrieth. An eine baldige Rückkehr desselben war freilich nicht zu denken, denn der dortige Krieg hatte durch Napoleon's rasche Siege kein Ende gefunden und schien sich in die Länge zu ziehen, da er nicht bloß von den Spaniern mit ihren den Franzosen nicht gewachsenen Truppen und Guerillabanden geführt wurde, sondern auch England wieder eine Armee hingeschickt hatte. Auch nach Beendigung des Krieges war es zweifelhaft, ob Roche-

fort's Truppentheil gerade nach einer Garnison in einem der deutschen Departements des französischen Kaiserreiches kam, und wie sollte er selbst für diesen Fall wieder hier im Hause erscheinen, öfter und länger verweilen, wenn er nicht dazu ein gewisses Recht hatte? Dies Recht ihm zu verschaffen, war seines Vetters dringender Wunsch, aber der alte Hagestolz hatte es sehr ungeschickt angefangen. War aber seine Bundesgenossin, die herzenskundige Tante, mit ihren feineren Bemühungen glücklicher gewesen? Der heutige Tag hatte sie wieder zweifelhaft gemacht, ob ihre Nichte wirklich, wie sie eine Zeitlang geglaubt, gegen Riedleben ganz erkaltet sei, oder ob sie vielleicht gerade, weil er sie vernachlässigt hatte, das halbverlorene Gut erst schätzen gelernt habe. Die ganze Nachricht aus Kassel hätte ihr verschwiegen werden müssen, es war ein Fehler, daß man sich durch die Lust, interessante Nachrichten zu bringen, zu der Erzählung hatte hinreißen lassen, die keinen anderen Erfolg gehabt, als daß Riedleben wenigstens in einer Beziehung gerechtfertigt als deutscher Freiheitskämpfer erschien und Lodoiska ihm deshalb vielleicht die kleine Faiblesse gegen die schöne Frau verzieh.

Ob diese Befürchtung der Tante begründet war? Lodoiska wandelte langsam durch die Gänge des Gartens, in welchem die Schatten sich schon verlängerten, sie saß eine Weile im Borkenhäuschen und

gab ihren Gedanken freien Flug; es litt sie hier nicht lange, sie ging weiter, bis sie an die überwölbte Maueröffnung kam, durch welche der Bach in den Garten einfloß. Von der Sommerhitze war seine Fluth jetzt sehr verringert, so daß neben dem Wasser zu beiden Seiten ein ziemlich breiter Uferrand bis zur Mauer trocken lag, der einen bequemen Eingang für mehrere Menschen neben einander bot. Als Lodoiska sich der Stelle näherte, wo sie umkehren wollte, kam auch eben Einer durch das Wasserthor herein; sie blieb betroffen stehen, es war ein Soldat, ein Schwarzgekleideter, von seinem Tschako starrte ein Todtenschädel über zwei gekreuzten Todtengebeinen, flatterte ein schwarzer Roßschweif im Winde — er hatte das junge Mädchen bemerkt und seinen Schritt beschleunigt.

„Julius!“ rief Lodoiska, die ihn plötzlich erkannte und ihm entgegeneilte. Er breitete die Arme nach ihr aus, und sie sank, Alles vergessend, an seine Brust.

„Bist Du nun mit mir zufrieden, Geliebte?“ fragte er im seligen Entzücken des Wiedersehens. „Hast Du mich nicht verstoßen? Auf keinen meiner Briefe hast Du geantwortet, ich beschwor Dich, mir nur mit einem Worte zu sagen, daß Du mich nicht verurtheilst, weil ich die Stunde zum Handeln nicht herbeizaubern konnte — vergebens! Der Bote, der meine Briefe Dir übergeben, kam stets mit leerer Hand zurück!“

„Ich habe keinen Brief von Ihnen bekommen!" rief Lodoiska, die sich gleich bei seinem ersten Wort wiedergefunden und aus seiner Umarmung tiefbeschämt gelöst hatte. „Außer dem einen, in welchem Sie mich verspottet haben! Dieser bedurfte keiner Antwort. Einen zweiten habe ich nicht erhalten."

„Verspottet?" entgegnete er lebhaft. „Wie könnte das in meine Seele kommen! Hast Du einen Scherz für Spott genommen? Ich habe Dir noch dreimal geschrieben und immer vergebens, obgleich der Bote meine Briefe in Deine eigene Hand gegeben hat! Konntest Du so hart gegen mich sein?"

„Wer soll mir Briefe von Ihnen gegeben haben? Ich weiß von nichts!"

„Es war Hille — sollte er mir Unwahrheit gesagt haben? Er betheuerte mir doch, daß er Dich selbst gesprochen!"

Eine Ahnung, wie Alles zusammenhing, stieg in Lodoiska auf. — „Lassen wir die Räthsel der Vergangenheit!" sagte sie. „Das liegt hinter uns. Ich freue mich, Sie unter den Siegern zu wissen, die uns endlich vom Joche erlösen werden!"

„Und wieder das fremde Sie zwischen uns, meine geliebte Braut?" sagte er vorwurfsvoll. „Ich kann es nicht mehr über die Lippen bringen. Dein Ton ist so kalt, Deine Rede wie eine Ansprache!"

Vor seiner Innigkeit, der sie ihr Herz nicht ver-

schließen konnte, verlor sie fast die erzwungene Fassung wieder. „Wir müssen gehen! Mein Großpapa ist wieder gesund, er wird überrascht sein, Sie zu sehen —" so wollte sie eine gerade Erwiderung auf seine Worte vermeiden, er aber hielt sie fest. „Sage mir offen, wie Du immer gewesen bist," bat er, „ist Etwas zwischen uns getreten? Was es auch sein möge, ich trage die Schuld nicht, dessen kann ich Gott zum Zeugen anrufen! Sieh mich nicht so zweifelnd an! Sage mir ehrlich die Wahrheit. Bist Du an mir irre geworden und hast Dich von mir losgesagt? Oder ist es ein anderer Grund, der Dich mir abwendig gemacht hat . . .?"

Sie konnte kaum über die Bedeutung seiner letzten Frage im Unklaren bleiben, sie las, was er meinte, in dem traurig fragenden Blicke seines Auges, dem sie begegnete. — „Wir wollen uns aussprechen — bald!" erwiderte sie, von seiner Betheuerung schon tief ergriffen, nun aber durch die Frage, die sie wohl verstand, in Verwirrung gesetzt. „Mein Großvater wird sich freuen —"

„Ich kann mich nicht länger aufhalten," unterbrach er sie. „Meine Leute erwarten mich vor dem Dorfe, ich bin nur auf eine kurze Weile hierher geeilt, um Dich wieder zu sehen, Dir zu sagen, daß Du mir Unrecht gethan hast, und daß ich Dir treu bleibe bis in den Tod! Soll ich scheiden, ohne ein klares Wort

von Dir? Wenn Du mich nicht mehr liebst, wenn Dein Herz sich vielleicht einem Anderen zugewandt hat — so sprich es offen aus, ich werde Dich dennoch ewig lieben und Dein Bild heilig in meinem Herzen bewahren, wie vom ersten Augenblicke an, wo ich Dich kennen gelernt habe."

Sie antwortete nicht, aber sie reichte ihm stumm die Hand. — „Darf ich das als ein Zeichen, ein Pfand nehmen," rief er, „daß Du mir nicht entfremdet bist, meine Geliebte, meine Braut, einst, wenn dieser Kampf so Gott will siegreich beendigt ist, und ich noch lebe, mein theures Weib?"

Ihr Gefühl hatte jeden Zweifel an ihm, der noch in ihr walten mochte, überwunden, ein stummer Händedruck gab ihm die Antwort auf seine hoffnungsfreudigen Fragen. „Für das Leben dann und über das Grab hinaus unzertrennlich verbunden!" rief er beglückt. „Auf ein Wiedersehen nach dem Siege!"

„Gott schütze Dich! Du gehst zum Kampfe, zur Schlacht? Wird der Feind, der vor euch geflohen ist, hier Stand halten?"

„Die Schlacht ist unser feurigster Wunsch, unser kleines Häuflein kann sie aber nicht bieten. Die Oesterreicher haben uns wieder im Stich gelassen, wie schon in Sachsen, sie sind in Plauen stehen geblieben, der Herzog ist mit den Seinigen nach Thüringen

vorgedrungen und hat zahlreiche Streiftrupps ausgeschickt, um den Feind zu beunruhigen — mehr ist vor der Hand nicht zu erreichen, bis der Hauptschlag an der Donau durch den Sieger von Aspern gefallen und der Corse auf dem Rückzuge ist."

Keine trübe Ahnung sagte dem Zuversichtlichen, daß dieser Hauptschlag schon gefallen war und alle Hoffnungen, welche der Sieg von Aspern erweckt, traurig vernichtet hatte, daß nicht der Corse, sondern der Erzherzog Karl auf dem Rückzuge war und binnen wenig Tagen in Mähren der Waffenstillstand abgeschlossen werden sollte, der Vorläufer eines neuen verlustreichen Friedens für Oesterreich!

„Ich bin auf meine eigene Verantwortung mit meiner Patrouille weiter vorgegangen, als alle übrigen," fuhr Riedleben fort, „ich habe diesen Weg über das Gebirge eingeschlagen — das Kriegsglück hatte mich in Deine Nähe geführt, sollte ich es nicht benutzen? Ich darf aber nicht länger verweilen, ich habe Dich wieder gesehen und nehme die freudige Gewißheit mit, daß mir Dein Herz treu geblieben ist, wie Dir unwandelbar das meine. Mehr bedarf es für mich nicht, einst, wenn ich wiederkomme, werde ich erfahren, warum Du zuerst so kalt und fremd gegen mich warst — gleichviel, es ist ja nun überwunden! Leb' wohl, mein süßes Bräutchen, laß nie wieder einen Schatten zwischen uns aufkommen!"

Sie schieden mit dem beglückenden Gefühl erneueten Vertrauens, Lodoiska sah ihrem Verlobten nach, bis er unter dem Mauerbogen verschwand, dann hob sie ihre feuchten Augen in einem stummen Gebete zum Himmel und kehrte, um sich vollkommen zu fassen, nur zögernd nach dem Schlosse zurück. Ihr war es wie ein Traum, was sie eben erlebt hatte, aber der glückliche Ausdruck ihres Gesichts fiel der Tante gleich auf, als sie in das Zimmer trat, wo bereits die Lichter angezündet waren.

„Nun, Lolo? Du hast wohl im Halbdunkel eine Perle gefunden, daß Du so fröhlich aussiehst?" rief sie ihr entgegen.

„Keine Perle, Perlen bedeuten Thränen," erwiderte Lodoiska, „aber einen Talisman habe ich gefunden, der mich gegen böse Feinde schützt. Großpapa, ich bringe Dir Grüße von Riedleben."

Der General blickte sie mit jenem leeren und theilnahmlosen Ausdruck an, den sie in der letzten Zeit bei vielen Gelegenheiten an ihm mit Besorgniß bemerkt hatte, er wußte doch von der Tante, daß Riedleben gar nicht in Kassel, wie auch er geglaubt, seine Amnestie gesucht, sondern daß er mit Dörnberg den verunglückten Handstreich gewagt habe und ohne Zweifel beim Corps des Herzogs von Braunschweig, also in der Nähe sei. Wie konnte der Großvater sie mit diesem Ausdruck einer wahren Geistes-

schwäche anstarren? Die Breitung hatte mit Odry einen raschen Blick gewechselt, der von beiden Seiten kein erfreuter war. „Wer hat die Nachricht gebracht?" fragte sie.

„Riedleben selbst," erwiderte Lodoiska, wenn auch erröthend, doch mit klarem Tone und freier Stirn. Und sie erzählte, wie sie Riedleben getroffen hatte, der nur einen Moment Zeit gehabt, auf Rudenthal einzusprechen, und nicht einmal habe nach dem Schlosse kommen können, um den Großvater und die Tante zu begrüßen. Fast wörtlich berichtete sie dann, was Riedleben über das Corps, dem er angehörte, geäußert hatte. — Das interessirte den General, dessen Auge sich auffallend belebte, die Breitung aber hätte dafür lieber jedes andere Wort gehört, was zwischen dem Brautpaare gesprochen worden war. Daß eine vollkommene Aussöhnung zwischen Beiden Statt gefunden hatte, sagte ihr Lodoiska's glückliches Gesicht — sie konnte doch aber jetzt nicht danach fragen und wußte auch vorher, daß sie auch später ganz vergebens danach fragen werde. Hatte sie aber nicht selbst den Weg dazu gebahnt, Lodoiska durch ihre übereilte Mittheilung versöhnlich gestimmt? Was war nun zu thun! Abwarten, weiter nichts. Hochzeit vor der Trommel konnte ja doch nicht gefeiert werden, der Krieg nahm vielleicht wieder eine andere Wendung, die Schwarzen, von

denen sogar die Bauern schon mit Begeisterung sprachen, konnten zurückgeschlagen, Riedleben todtgeschossen werden — und wenn es doch, wie Viele jetzt mit Bestimmtheit erwarteten, für Oesterreich einen guten Ausgang nahm, Preußen losschlug und Napoleon nachgeben mußte, nun so war es immer noch Zeit, die klügste Partie zu ergreifen. Tante Breitung wollte sich nur ihre Zukunft angenehm sichern, so oder so, dazu mußte ihr Lodoiska durch eine gute Stellung in der Welt verhelfen: ein hoher Officier der Großen Armee, und wie sie nach Odry's Behauptung glauben mußte, ein Liebling des Kaisers, der also ganz gewiß einmal Marschall des Reiches mit dem Herzogstitel wurde, hatte unbestrittene Vorzüge vor einem verabschiedeten, steckbrieflich verfolgten westfälischen Jägercapitain gehabt, wenn aber die Franzosenherrlichkeit in Deutschland ein Ende mit Schrecken nahm, so konnte Riedleben, mit Ehren geschmückt, aus dem Kriege kommen und schließlich doch der Annehmbarste sein.

Mit solchen Erwägungen beschäftigt, war die Tante heute ungewöhnlich schweigsam, als ihr Onkel die Nachrichten, welche er von seiner Enkelin gehört hatte, und die möglichen Folgen eines zweiten Sieges der Oesterreicher mit dem Marquis so lebhaft besprach, wie man ihn lange nicht gesehen hatte. Das scharfe Organ der Breitung, das sich sonst auch in der lau-

testen Unterhaltung schneidend vernehmlich machte, ließ sich während des ganzen Abends fast gar nicht mehr hören, und Odry fragte sie, als man sich trennte, besorgt, ob sie nicht wohl sei? Sie schützte Migräne vor, welche nächst den „Vapeurs", der damaligen Modekrankheit vornehmer Damen, immer den Deckmantel schlechter Laune abgeben mußte. Der Marquis wünschte ihr gute Besserung, er begriff vollkommen, was ihr Kopfweh verursacht hatte. In sehr verschiedener Stimmung gingen heut die Vier, welche auf dem Schlosse Rudenthal die kleine Gesellschaft bildeten, zu Bett, der General so wohl gelaunt, daß er beim Entkleiden seinen Friedrich nicht ein einziges Mal schimpfte, was dieser für ein sehr bedenkliches Zeichen nahm, die Tante Breitung äußerst verdrießlich, sogar gegen ihre Christel, der sie nicht einmal die wichtige Neuigkeit von Riedleben erzählte, der Marquis von entgegengesetzten Strömungen, denen er seit seiner Aussöhnung mit Armand Rochefort ausgesetzt war, stärker bewegt als je: der Freude an dem zu verhoffenden Sturze des Usurpators und der Trauer um die Niederlage der Nation, zu der er gehörte; Lodoiska endlich in der glücklichsten, dankbarsten Stimmung.

Die nächsten Tage glichen diese Gegensätze einigermaßen aus. Der General versank wieder in seine Apathie und kam auf seinen alten Gedanken zurück,

daß dieser Krieg mit der Einverleibung von ganz Deutschland in das französische Kaiserreich endigen werde, was auch recht gut sei; Odry neigte sich in seinen Wünschen auch mehr dem nationalen Standpunkte als Franzose zu, so daß ihn Lodoiska, wie sie schon zuweilen gethan, des Wechsels der Fahne zieh, wogegen er jedoch protestirte; die Tante dagegen war ganz vergnügt geworden, nachdem sie ihr Herz gegen ihre Christel ausgeschüttet hatte. Was ihr diese für Trost gegeben, wer konnte das wissen!

Da traf die Nachricht von der Schlacht bei Wagram ein, in welcher Napoleon seine alte Meisterschaft als Feldherr wieder bewährt und die Oesterreicher vollständig geschlagen hatte: noch konnte das Kriegsglück sich zum zweiten Male wenden, aber Oesterreich schloß Frieden, Preußens Schwert blieb in der Scheide, und nur der Herzog von Braunschweig legte das seinige nicht eher nieder, als bis er sein Corps in jenem denkwürdigen Zuge von Thüringen mitten durch feindliches Land siegreich an die Nordsee und auf englischen Schiffen nach dem freien Britannien geführt hatte, von wo es dann größtentheils nach Spanien zu neuen Kämpfen gegen den Unterdrücker Deutschlands ging. In jener Zeit und noch lange nachher wurde der Zug der „Schwarzen“ überall in Deutschland mit Enthusiasmus erzählt, selbst in Sachsen, dessen Truppen doch für Napoleon gegen

den Herzog gekämpft hatten, war das Bild des Helden bis in die Hütten verbreitet, und viele Lieder feierten ihn und seine Schaar. Darum soll auch ihr Ehrenkleid, zum Gedächtniß an ein deutsches Meteor der Ehren in der Zeit des Unglücks und der Schmach, wie man vernimmt, unter den neuen Veränderungen erhalten bleiben.

Die Flammen, welche in dem einen Jahre hier und da aus dem Boden Deutschlands aufgezuckt, waren nun sämmtlich in Blut erstickt. Zum dritten Male hatten die Tiroler nach dem Frieden noch, an den sie nicht glauben wollten, ihr Land befreit, und diesmal ganz ohne Hülfe durch eigene Wehrkraft, natürlich nur auf kurze Zeit, dann waren sie erlegen, in Hessen war noch ein verspäteter Aufstand, veranlaßt durch die Hoffnungen, welche der Sieg von Aspern erregt hatte, zu Marburg ausgebrochen; ein greiser Veteran, der schon im siebenjährigen Kriege als Parteigänger und dann in Amerika tapfer gefochten, der 75jährige Oberst Emmerich hatte sich an die Spitze gestellt und war dafür mit drei anderen Männern erschossen worden; zuletzt hatte sich unter dem gleichen Eindrucke jenes Sieges die Bevölkerung in dem bisherigen Besitzthum des deutschen Ritterordens zu Mergentheim, das Napoleon kürzlich an Württemberg geschenkt hatte, erhoben und war von württembergischen Truppen leicht überwältigt worden.

Alles vorüber! Deutschland war in der Hand des Fremden, der nach Belieben deutsche Lande zu Frankreich schlug, bis an die Gestade der Ostsee: den nördlichen Theil des von ihm selbst geschaffenen Königreichs Westfalen, das Herzogthum Oldenburg und die Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck, wie er schon früher in Italien Etrurien und den Kirchenstaat zu Frankreich geschlagen hatte. Die Weltmonarchie war begründet, nur ein Erbe fehlte ihm noch. Darum verstieß er seine kinderlose Gemahlin und warb um die Kaisertochter Marie Louise, deren Hand ihm nicht verweigert werden konnte. Herr des ganzen westlichen und mittleren Europa's, mit dem Kaiser von Oesterreich zum Schwiegervater und dem Kaiser von Rußland zum intimsten Freunde — wer konnte ihm noch zu trotzen wagen? England beherrschte zwar die Meere, aber durch Lahmlegung seines Handels mittels der Continentalsperre für seine Waaren mußte es mit der Zeit doch besiegt werden — oder das kleine Preußen etwa mit noch nicht 3000 Geviertmeilen und fünfthalb Millionen Einwohnern, das nur eine Armee von 42,000 Mann halten durfte? In Spanien dauerte der Krieg wohl noch fort, aber nun, wo kein anderer Gegner mehr einen Theil der Macht Napoleon's auf sich zog, war er doch siegreich und rasch zu beendigen? Dazu konnten die deutschen Rheinbunds-

truppen vortrefflich mit verwendet werden, sie ersparten kostbares französisches Blut.

Aber der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel konnte keineswegs beendigt werden, wie der Kaiser der Franzosen meinte, er zog sich vielmehr mit wechselndem Glücke noch Jahre lang hin, bis zu Napoleon's Sturze. Mit der englischen Armee, die nun Lord Wellington führte, kämpften gegen die Franzosen außer Spaniern und Portugiesen auch wohlorganisirte deutsche Schaaren: die britisch-deutsche Legion und die mit ihr vereinigten Reste der „Schwarzen".

Unter diesen befanden sich viele Officiere, deren Namen später zum Theil berühmt geworden sind, wie Grolman und Lützow, oder die sich sonst ausgezeichnet haben, wie die Gebrüder Hirschfeld, Decker, Dohna, Schepeler, Hartmann. Auch Julius Riedleben war in Spanien, der edle Dörnberg, der ihm seine That der Selbstverleugnung nie vergessen, hatte ihn dem Herzoge besonders empfohlen und dieser ihm, der auf dem ruhmreichen Zuge mehrere Aufträge tapfer und geschickt ausgeführt hatte, nach der Ankunft in England eine Anstellung bei der sich bildenden deutschen Legion verschafft, mit welcher er dann nach Spanien gegangen war. Da in Deutschland vor der Hand nichts zu hoffen war, so hatte er, wie viele Andere, diesen einzigen Weg gesucht, auf dem er den Feind seines Vaterlandes bekämpfen konnte.

Es war ein starkes Gefühl des Hasses, das in Allen lebte, welche dort gegen die Franzosen stritten, wir lesen den Ausdruck desselben in Hirschfeld's Tagebuche, das erst nach seinem Tode vor wenigen Jahren veröffentlicht ist: „Aber so, wie ich gestern gewürgt habe, so noch nie. Die jahrelang verhaltene Wuth habe ich blutig gesättigt.“

Riedleben hatte schon von Braunschweig aus, wo der Herzog in seinem Erbe, das ihm geraubt war, drei Tage gerastet, ehe er sich weiter zum Meere durchzuschlagen Gelegenheit gefunden, seiner Braut von sich Kunde gegeben, eine zweite erhielt sie, wenn auch sehr verspätet, aus England, vor seiner Abfahrt nach Spanien geschrieben, die aber erst in ihre Hand gelangten, als er längst im Kampfe stand. Der General zuckte die Achseln dazu: „Thorheit!“ sagte er. „Für ein Hirngespinnst sterben!“

Die Breitung dachte sogleich an die Möglichkeit, daß sich dort Riedleben und Rochefort treffen und nach alter Ritterweise um das Mädchen, das Beide liebten, kämpfen könnten; sie verleugnete ihren Spieß und Cramer nicht und malte sich die schrecklichsten Situationen aus, deren Vorbilder sie in ihren Romanen gefunden hatte. Odry, gegen welchen sie davon sprach, gab zwar die Möglichkeit zu, hielt aber einen solchen Zufall doch für unwahrscheinlich; die beiden Männer kannten sich überdies gar nicht

und trugen ja nicht, wie die Helden der alten Chevalerie, die Farben und Devise ihrer Dame, um sich gleich als Nebenbuhler zu erkennen und auf einander loszufahren.

Seit der Nachricht, daß Riedleben nach Spanien gegangen war, blieb jede Kunde von ihm aus. Was von dem dortigen Kriege in deutschen Zeitungen berichtet wurde, war durchaus verworren und französisch gefärbt. An eine große Wichtigkeit dieses Krieges glaubte man nicht, sonst würde der Kaiser ja, den nichts abhielt, wieder selbst nach Spanien gegangen sein. Er erfreute sich aber seiner jungen Ehe, zog auch das Königreich Holland ein, dessen Krone sein Bruder Louis, gespannt mit ihm, niederlegte, weil er nicht vor Allem Franzose sein, sondern wirklich seinem Lande ein guter Monarch werden wollte, und gab dadurch dem Kaiserreiche zu seinen beiden Hauptstädten, Paris und Rom, noch eine dritte: Amsterdam. Als ihm dann seine junge Gemahlin den erwünschten Erben gebar, dem er den stolzen Namen König von Rom verlieh, hatte sein Glück den Gipfel erreicht.

„Kennst Du den Ring des Polykrates?“ fragte das Fräulein von Goldenau ihre Tante, als diese ihr ganz exaltirt die Nachricht aus der Zeitung vorlas und das Glück des Kaisers pries, zu dem jetzt nichts mehr fehlte. Die Tante war mehr in Romanen

bewandert als in Poesieen. Lodoiska holte ihr den Musenalmanach, den sie von ihrem Großvater aus dem Nachlasse seiner Frau bekommen hatte; es war der von Schiller für 1798 herausgegebene, in welchem unter seinen eigenen Beiträgen auch „der Ring des Polykrates" steht. Mit Interesse las Frau von Breitung die Ballade, war aber mit dem Schluß nicht zufrieden. „Was ist denn aber mit ihm geworden?" fragte sie. „Das erfährt man ja gar nicht!"

Lodoiska hatte auch danach gefragt und konnte ihr wiederholen, was sie von einem gelehrten Erfurter Professor wußte: Polykrates war bald nach dem wunderbaren Ereigniß mit seinem Ringe von den Persern gefangen und gekreuzigt worden. — „Das ist ja gräulich!" sagte die Tante. „Willst Du das auf den Kaiser Napoleon anwenden? Den wird Keiner fangen und kreuzigen!"

Sie legte das Büchlein fort und kam wieder auf näher liegende Dinge, nämlich auf die unbezwingliche Abneigung ihres Onkels, ein Testament zu machen; er hatte sie vor einigen Tagen, als sie sich endlich ein Herz gefaßt, davon zu reden, so hart abgefertigt, daß sie alle Lust zu einem zweiten Versuche verloren hatte. „Ich überlebe Dich, Bethche!" hatte er zuletzt gesagt. „Von mir erbst Du nichts! Ich hoffe im Gegentheil, Dich zu beerben." Sie war empört über diese Herzlosigkeit. „Wenn ich mein Häusel in

Erfurt nicht verkauft hätte, zöge ich fort von Euch!" sagte sie zu Lodoiska. „Du bist nun alt genug, dem Hause selber vorzustehen, und mir wird dies Leben hier, von aller Welt abgeschlossen, zur Last. Man ist ja wie eine ausgesetzte Katze! Der Marquis hat es auch nicht länger aushalten können." Odry war bereits vor einem Jahre wieder nach Erfurt zurückgekehrt.

Als einige Stunden später, nachdem sich Frau von Breitung so bitter beklagt hatte, die Familie zum Abend zusammen kam, war der Großvater ungewöhnlich frisch; die Mahnung der Nichte an seinen bevorstehenden Tod schien die Lebenslust und auch die Lebenskraft in ihm neu geweckt zu haben. Er sprach wieder mit Antheil von den Weltbegebenheiten und blieb dabei, daß es am besten sei, wenn Napoleon ganz Deutschland sich aneigne; es belustigte ihn, als Lodoiska sogleich den ihr hingeworfenen Handschuh aufnahm. Beim Schlafengehen sagte er scherzend zu seiner Nichte: „Ich werde noch um Dich Krepp tragen, Bethche, vermache nur Deiner geliebten Christel nicht zu viel, daß für mich noch Etwas übrig bleibt."

Am anderen Morgen fand ihn Friedrich todt in seinem Bette! Ein Schlagfluß hatte seinem Leben leicht und schmerzlos ein Ende gemacht.

Lodoiska's Trauer um den Großvater war auf-

richtig, sie vergaß seine letzte Zeit, welche ihr Herz bei weniger Liebe ihm hätte entfremden können, und gedachte nur seiner früheren Freundlichkeit und Sorge um ihr Glück. Es kamen nun Tage der Unruhe und Belästigungen durch die Erbschafts = Angelegenheit, welche von der vormundschaftlichen Behörde zu ordnen war. Der Vormund Lodoiska's, ein preußischer Officier in entfernter Garnison, der bisher sich um nichts zu kümmern gehabt, bat jetzt, ihn von seiner Pflicht zu entbinden, da er wahrscheinlich bald ausmarschiren werde; so mußte der jungen Erbin ein anderer Vormund gesetzt werden. Die fürstliche Behörde schlug dazu den Polizeidirector Wiederich vor, der mit Freuden angenommen wurde. Er hatte sich bei seinem ersten Hiersein in einem widerwärtigen Auftrage so gut benommen und auch später eine neue Unannehmlichkeit, die dem Verstorbenen gedroht hatte, so glücklich vorübergeführt, daß Lodoiska stets dankbar an ihn gedacht hatte. Auf eine Denunciation von unbekannter Seite war nämlich eine französische Requisition an den Fürsten ergangen, eine Haussuchung nach verdächtigen Papieren in Rudenthal anstellen zu lassen, Wiederich hatte aber den Fürsten zu bewegen gewußt, dieselbe abzulehnen und sich für die Integrität des Generals Wallhausen zu verbürgen. Lodoiska ahnte nicht, daß ihr Brief an Riedleben, in welchem sie ihre glühenden Wünsche

für Deutschland ausgesprochen hatte, in fremde Hände gefallen war, noch weniger, daß die Wolke, die über ihrem Hause geschwebt, von der Frau heraufbeschworen gewesen, welche sie einst als die Feindin ihres Glückes betrachtet hatte! Noch immer konnte die Unselige die einzige wahre Neigung, die sie in ihrem ganzen Leben gefühlt, nicht vergessen, und da sie jetzt durch den Tod ihres Mannes frei geworden war, hatte sie neue Hoffnungen gefaßt und darum die Nebenbuhlerin, die ihr im Wege stand, beseitigen wollen. Das war nun vereitelt, sie mußte eine bessere Zeit dazu abwarten.

Die Zeit aber brachte bald welterschütternde Ereignisse, unter deren Drange Weiberintriguen, kleinliche Verfolgungen keine rechte Bahn mehr fanden. Der russische Krieg brach aus, das Gottesgericht in Rußland vernichtete die Heere des Eroberers, die großartige, in der Geschichte einzig dastehende Erhebung Preußens folgte, die aus ganz Deutschland, obgleich dasselbe noch unter Napoleon's eiserner Faust lag, begeisterte Männer dahin führte, wo die Fahne zur Befreiung aufgerollt war. Dann entbrannte der Riesenkampf in Deutschland, viele Schlachten wurden auf deutschem Boden geschlagen, bis zu der Völkerschlacht, welche denselben endlich — und hoffentlich für alle Zeiten! — von fremder Gewalt befreite.

Wenige Tage später stürzte der Thron in Kassel zusammen, und der Franzose, welcher deutschen Stämmen zum Könige aufgezwungen war, floh mit seinen Dienern und Creaturen. Durch Thüringen wälzten sich die Massen des geschlagenen französischen Heeres und verfolgten dasselbe die Sieger, gehemmt freilich durch mancherlei Einflüsse und darum leider nicht rasch und energisch genug, um den Feind vollständig zu zertrümmern und dadurch das Blut eines neuen Feldzuges zu ersparen. Im Herzen von Deutschland war die Schmach gerächt, die Befreiung des Vaterlandes errungen. Die Stadt, in welcher der Kaiser der Franzosen vor fünf Jahren der Welt durch den Fürstencongreß seine scheinbar für die Ewigkeit gegründete Macht gezeigt hatte, mußte nach einem kurzen Bombardement capituliren, die französische Besatzung zog sich auf die Cyriaksburg und den Petersberg zurück, wo sie sich noch bis zum nächsten Frühlinge hielt, als Paris bereits gefallen war.

Wie spät drang die Kunde der Schlacht bei Leipzig auch in die nächsten Gegenden! Nach Rudenthal, wo die beiden Frauen ohne männlichen Schutz im Vertrauen auf Gott und die treuen Menschen ihrer Umgebung verweilten, kam die Nachricht durch einen Kosakentrupp, der mit Jubel empfangen wurde. Der Führer, ein ehemaliger preußischer Officier, wie deren seit 1811 mehrere in russische Dienste gegangen waren,

brachte zugleich eine andere herzerfrischende Botschaft. Schon längst hatte Lodoiska wieder Nachrichten von ihrem Verlobten, sie wußte, daß er Spanien nach dem Ausbruch des russischen Krieges verlassen hatte, um über London nach Rußland zu gehen, dann hatte sie erst wieder im Frühlinge, als die Verbündeten nach Thüringen vordrangen, von ihm gehört: Riedleben stand jetzt in der preußischen Armee, er trug die Uniform, die auch ihr Vater getragen hatte, er bekämpfte denselben Feind, gegen den ihr Vater gefallen war. Seitdem war keine Kunde mehr eingegangen — jetzt aber brachte der Kosakenofficier Grüße von ihm: er war mit dem Blücher'schen Heere auf dem Siegeszuge nach dem Rhein.

Lodoiska dankte Gott aus inbrünstigem Herzen und harrte geduldig auf den Tag des Wiedersehens, der erst kam, nachdem der Winter und auch der folgende Frühling vergangen war. Um so größer die Seligkeit, die er brachte!

Frieden war nun in der Welt, und der Einzelne konnte wieder an sein eigenes Schicksal denken, sich ein Haus und ein Glück am eigenen Herde gründen. Riedleben verließ den Dienst nicht, Lodoiska war ein zu ächtes Soldatenkind, um das zu wünschen, sie folgte dem Gatten in seinen Standort nach Schlesien.

Rudenthal blieb unter guter Verwaltung ihr Eigenthum. Sie sah es zum ersten Male wieder und

blieb dort längere Zeit, als Riedleben in den neuen Krieg, den Napoleon's Rückkehr von Elba entzündete, nach dem Rhein ziehen mußte. Dann aber kam der lange Frieden für Preußen, und das glückliche Paar, gesegnet in jeder Hinsicht, brauchte sich nur auf kurze Zeit gelegentlich, wenn der Dienst den Gemahl auswärts in Anspruch nahm, zu trennen.

Der Tante hatte Lodoiska großmüthig das Testament, auf das sie vergebens gehofft hatte, ersetzt. Ihre Schenkung war nicht zurückgewiesen worden, und Frau von Breitung seufzte nur darüber, daß sie nicht wenigstens dreißig Jahre jünger war, um die Freuden des Lebens noch recht zu genießen. In Weimar, wo sie ihre Residenz aufschlug, lebten ihr so viele angenehme Erinnerungen wieder auf. Hier sah sie auch einmal Frau von Heidefeld in einer Gesellschaft; die junge Wittwe schien sich getröstet zu haben. „Ich dächte, Sie würfen keinen Stein auf den hübschen Iltis!" sagte Christel, als ihre Herrin darüber mißfällige Bemerkungen machte.

Herr von Odry war nach Frankreich zurückgekehrt, nachdem sein legitimer König wieder den Thron bestiegen hatte. Von Officieren der aufgelösten Armee hörte er dort die Trauerkunde, daß sein Vetter Armand Rochefort in der letzten Schlacht des spanischen Krieges, nun schon auf französischem Boden, bei Toulouse gefallen war. Friede mit ihm!

Inhalt
des ersten und zweiten Bandes.





Americana

p. 354

